Anekdoten
und
Karakterzüge
aus
dem Leben
Friedrich des Zweyten.

Neunte Sammlung.

Berlin, 1787.

Es ist weltkundig, daß Friederich als Kronprinz im äusserstem Drnck unter der Strenge der väterlichen Gewalt lebte. Seine Taschengelder waren so eingeschränkt daß er, ohne Schulden zu machen, nicht leben konnte. Er kam auch oft in Arrest; denn Friderich Wilhelm behandelte ihn als Soldat. Zuweilen saß er auch bei Wasser und Brod. Sein Vater verkannte ihn, und zog ihm seinen zweiten Prinzen August Wilhelm, bei weiten vor „Fritz ist ein Flötenspieler „und ein Poet,„ sagte er einst; „er macht „sich nichts aus den Soldaten.„ Wie falsch er ihn beurtheilte, hat die Zeit gelehrt.

In deß wollte er doch, daß der Prinz sich bei jeder Gelegenheit artig beweisen sollte. Als sie sich in Bonn aufhielten,

gab der damalige Kurfürst August seinen hohen Gästen zu Ehren einen prächtigen Ball. Friderich Wilhelm hatte bei dieser Gelegenheit eine sehr abgetragene Uniform an. Der Kronprinz war ebenfalls mehr schlecht als einfach gekleidet, und stand da, ohne an der allgemeinen Fröhligkeit Theil zu nehmen „Was stehst du so, Fritz? warum tanzest du nicht?“ fragte der König. Friederich verbeugte sich schweigend, und blickte bedeutend auf seinen abgetragenen Rock. Der König verstand ihn, hob heftig aufgebracht die Hand auf, und rief: „Marsch, marsch, gleich getanzt.“ Dem Kronprinzen traten die Thränen in die Augen. Er nahm die nächste Dame, und tanzte, so lange es sein Vater verlangte.

So vielfältig rauher Behandlungen von Seiten eines Vaters, den Friedtich liebte und ehrte, überdrüßig, wünschte er eine Reise außerhalb Landes zu thun: theils sanftere Sitten und Menschen kennen zu lernen, theils auch seiner Jugend froh zu werden. Sein Vater schlug es ihm gänzlich ab, da er um Erlaubniß dazu bat. Nun entschloß sich der junge Prinz, ohne väterliche Einwilligung eine kleine Auswanderung zu machen; ob nach Frankreich oder England, wußte er selbst noch nicht.

Zwei

Zwei junge Männer, die seine Vertraute waren, sollten ihn begleiteu. Der eine war ein Sohn des General von Kat, der andere von Keith. Man endeckte den Plan des Prinzen, und der König ließ ihn auf die Festung Küstrin setzen. Nach einigen Wochen Arrest trat ein alter Officier mit vier Soldaten ins Zimmer zu ihm. Dem Officier traten die Thränen in die Augen, als er den liebenswürdigen Prinzen ansichtig ward. Friedrich glaubte nicht anders, als es gelte seinen Kopf. Der Officier deutete ihm aber gerührt an: er habe Ordre ihn an das Fenster zu führen; und wenn er sich weigere hinzugeheu, so sollte er ihn mit Gewalt heran schleppen. Der Prinz sah ein Blutgerüst vor dem Fenster errichtet, und in dem Augenblick führte man seinen geliebten Katt herauf. Kaum war aber dies geschehen, so sah er seinen Freund enthauptet. Friedrich streckte die Arme nach ihm hin; ohne zu wissen, was er that und sagte, rief er: Katt! Katt! — und sank ohnmächtig zurück.

Wir theilen hier drey Briefe des unglicklichen Katt mit, die seinen Gesinnungen wahre Ehre machen, und die beweisen, was für Freunde sich Friedrich schon als Kronprinz wählte.

Erster Brief.

An seinen Vater, den Generallieutant von der Kavallerie.

Mein innigst geliebter Vater!

Wenn ich bedenke, daß die Zeilen Ihrem warhaft väterlichen Herzen die größte Betrübniß und Angst verursacheu: daß die Hofnung, die Sie wegen meiner bisherigen Fortschritte gehabt, und der Trost, den dies Ihren alten Tagen gewährte, nun mit einemmal vereitelt sind; wenn ich überlege, daß alle die Sorgfalt uud Mühe, die Sie bei meiner Erziehung angewandt haben, mich zu vervollkommen, nunmehr vergeblich gewesen, und daß ich in der Blüthe meiner Jahre dahin muß, ehe ich Ihnen und der Welt die Früchte Ihres Unterrichts gezeigt, und ehe ich noch meine kindliche Dankbarkeit habe beweisen können! — Wenn ich, sage ich, alles dieses bedenke, so werde ich vom Schmerz überwältigt und erliege uuter der Last desselben.

Was für herrliche Gedanken nährte ich nicht, Ihren Erwartungen über mein Fortkommen in der Welt zu entsprechen? Wie

ist war ich überzeugt, daß es mir nicht fehlen könnte, Beförderung und zeitliche Glückseligkeit zu erreichen? Wie gewiß war die Hofnung meiner künftigen Größe? Aber, ach! wie eitel ist alles mein Streben gewesen, und wie nichtig sind überhaupt alle menschlichen Entwürfe! Alle diese schimmernden Träume fliehen auf einmal dahin! und, ach, in was für eine traurige Abwechselung sehe ich nun meine Tage versetzt! Wie verschieden ist meine gegenwärtige Lage von den ehemaligen Hofnungen! Anstatt den Weg zur Beförderung und Ehre zu gehen, betrete ich nun den Pfad eines schmachvollen Todes!

Aber, o Gott! wie unerforschlich sind deine Gerichte, und wie unbegreiflich sind deine Wege dem schwachen und eingeschränkten Verstande des Menschen. Ich kann wohl sagen: der Mensch setzt sich etwas vor, aber Gott führt es aus. Wären meine Wünsche erfüllt worden, vielleicht hätte ich den Allmächtigen vergessen, und wäre mit dem Strom der bösen Welt zum ewigen Verderben meiner Seele hingeeilt. Hätte ich nicht können die Wege sinnlicher Vergnügungen dem Pfade der ewigen Glückseligkeit vorziehen? Nichts ist wahrscheinlicher. Und gewiß, solch ein Leben

ben würde mich unvermeidlich auf einen Weg gebracht haben, der mich von Gott immer mehr entfernt hätte. Die abscheuliche Ruhmsucht, die uns von unsrer Kindheit an eingeflößt wird, ohne daß wir einen richtigen und deutlichen Begriff von Dingen haben, kann so weit überhand nehmen, daß endlich die kranke Vernunft auf solche Begebenheiten Anspruch machen würde, die einzig und allein von der Vorsehung und Allmacht abhängen. Aber dem gerechten und weisen Urheber meines Daseyns hat es gefallen, dies Uebel in mir zu verhüten. Ich habe so manche gute Empfindung und Wirkung seines heiligen Geistes unterdrückt und vernachlässiget, und werde nun durch seine Gnade zu ernsthaften Betrachtungen über mich selbst geleitet, und durch das würkliche Gefühl meiner jetzigen Lage, bin ich in den Stand gesetzt worden, ferner nicht in irgend ein Verderben zu rennen, wodurch ich mir ewige Verdammniß zugezogen hätte. Dafür sey sein heiliger Name gelobet und gepriesen, jetzt und immerdar!

Beruhigen Sie sich daher, mein herzlich geliebter Vater, und seyn Sie versichert, daß dies nicht ohne Absicht der allgütigen Vorsehung geschieht, ohne deren Willen weder

der ein Haar noch ein Sperling auf die Erde fallen, noch irgend etwas geschehen kann. Gott ist es, der alles regieret, der alles in dieser Welt lenket, und der auch ohne Zweifel mein gegenwärtiges Schicksal regieret. Obgleich die Art meines Todes bitter und schrecklich ist, doch die Hofnuug meiner künftigen Seligkeit trostreich und erquickend Obgleich Schaam und Schmach meiner im Tode erwartet, was ist dies in Vergleich künftiger Herrlichkeit?

O mein Vater, trösten Sie sich daher! Gott hat Ihnen mehr Söhne gegeben, die, wie ich hoffe, in dieser Welt glücklicher seyn und Ihnen mehr Freude machen werden, als Sie bei mir vergeblich gehoft haben. Dies wünsche ich aus der Fülle meines Herzens, sowohl um Ihrent- als um meiner Brüder willen.

Ich danke Ihnen mit der größten Empfindung der Dankbarkeit, die ein Sohn seinem guten Vater schuldig ist, für alle Ihre zärtliche Sorgfalt, die Sie an mich von Kindheit an bis auf diesen Augenblick gewendet haben. Ich flehe Gott demüthigst an, daß er Ihnen Ihre Lieb zu mir tausendfältig belohnen wolle, und daß, was ich in meiner Schuldigkeit gegen Sie ver-

absäumt habe, solches meine Brüder durch ihr tugendhaftes und gehorsames Betragen wieder gut machen mögen.

Der Allmächtige erhalte Ihr Leben bis zu einem hohen Alter, und überschütte Sie überschwenglich mit den Gaben seines heiligen Geistes. Ich bitte Sie, theurester Vater, mit kindlicher Ehrfurcht, verzeihen Sie mir alles, wodurch ich Ihren Unwillen verdient habe. Und weil dies die letzte Bitte ist, die ich von Ihnen in diesem Leben erflehe, so hoffe ich, daß Sie mir dieselbe nicht versagen werden, und daß mir diese Gnade auch der allmächtige Gott wiederfahren lassen wird. Ich sage mein letztes Lebewohl, und habe den Trost, daß obgleich mein zärtlicher Vater nicht die Freude gehabt hat, mich groß und glücklich in dieser Welt zu sehen, er doch versichert seyn kann, daß er mich dereinst dort in jener Ewigkeit wird erhaben finden. Ich bin bis in den Tod

Ihr

gehorsamster Sohn.

Aber, ach! was soll ich meiner theuren Mutter sagen, für welche ich mein ganzes Leben hindurch alle die Liebe, Achtung und Ehrfurcht gehabt, welche ein gehorsamer Sohn

durch

durch die engsten Bande der Natur zu haben verpflichtet war. Was für ein Andenken der Zuneigung soll ich meinen nächsten und geliebtesten Anverwandten hinterlassen? Die Lage, worin ich mich jetzt befinde, gestattet mir nicht, alle die zärtlichen und dankbaren Gesinnungen meines Herzens auszudrücken. Ich bin jetzt am Rande meines Grabes, und muß dafür sorgen, mit einer reinen und geheiligten Seele in die Ewigkeit einzugehen. Ich habe daher nichts besseres zu hinterlassen, als die Worte, die Gott zu Abraham sprach: Ich bin der Allmächtige, wandle vor mir und sey fromm.

Zweiter Brief.

An seinen Großvater, den Feldmarschall Graf von Wartensleben.

Es ist unmöglich, den Schmerz und die Angst meines Herzens auszudrücken, mit welcher ich die Feder ergreife. Ich, auf den Sie die größte Sorgfalt gewendet haben, um aus mir ein glückliches Werkzeug zu machen, Gott und meinem Nächsten zu dienen; ich, der nie ohne Unterricht und Ermahnung von Ihnen ging; ich, der die größte Hofnung und der Trost Ihres Alters seyn sollte — ich muß nun gerade das entgegengesetzte, muß die Ursach Ihres größten Grams und Traurigkeit seyn! Ich muß, statt Ihnen eine fröhliche Nachricht zu geben, nun der Bote eines schrecklichen Urtheils seyn, das mir den Tod ankündigt!

Aber lassen Sie sich dies nicht so sehr nahe gehen. Es ist unsre Pflicht, uns der göttlichen Vorsehung geduldig und mit ruhiger Seele zu unterwerfen, und ihre Regierung zu verehren.

Gott, der uns Trübsale zuschickt, wird mir auch die Gnade verleihen, sie mit uner-

schro-

schrockenem Muthe zu ertragen. Es ist ihm nichts unmöglich. Er führt uns stets auf solchen Wegen, wodurch er unser Seelenheil befördern will. Auf ihn allein ist meine Hofnung gerichtet. Er kann das Herz des Königs eben so wohl besänftigen, und zur Güte lenken und regieren, als es bisher den Schein der Grausamkeit hatte. Sollte meine Befreiung gegen Gottes Willen seyn, o so sey sein heiliger Name gepriesen. Er kann mit mir nichts anders als wahres Gute wollen; daher erwarte ich mit tiefster Unterwerfung den Erfolg Ihrer und anderer Freunde Vermittelung. Tausendfältig bitte ich Sie um Verzeihung wegen alles übeln Betragens meines vergangenen Lebens, und bin der Hofnung, weil Gott dem größten Sünder seine Missethat vergiebt, so werden auch Sie vergeben

Ihrem

gehorsamsten Enkel.

Dritter Brief.

An den König.

Sire,

Nicht mich zu rechtfertigen, noch mein Betragen zu entschuldigen, oder meine Unschuld durch Gründe nach den Gesetzen darzuthun; nein, es ist eine aufrichtige Reue und Traurigkeit Ew. Königl. Majestät beleidigt zu haben, die mich so kühn macht, mich Allerhöchstdenenselben zu Füßen zu werfen.

Die Irrthümer, Schwachheiten und Unbesonnenheiten meiner Jugend, mein noch argloser Geist, mein Herz, das von Liebe und Mitleiden überwältigt, und meine ehrsüchtige Einbildungskraft, die nicht die übeln Folgen bedacht hat; dies, großer König, ist es, für welches ich in tiefster Demuth Ew. Königl. Majestät Barmherzigkeit und Mitleid anflehe.

Der König der Könige und Herr aller Herren erquickt lieber den irrenden und schwachen Sünder mit seiner Gnade, als daß er straft, und bringt ihn dadurch zu seiner Pflicht und Gehorsam zurück. Ach, lassen Sie,

großer König, als der Bevollmächtigte Gottes auf Erden, auch mir, der Ew. Majestät allerunterthänigst darum anflehet, Barmherzigkeit und Verzeihung angedeihen, so sehr ich auch Ew. Majestät beleidigt habe. Der verdorrete Baum wird oft deshalb noch nicht verbrannt, weil man noch hoft, er werde frische Blüthen bringen. Warum sollte ich nicht, gleich einem Baum, der schon angefangen hat neue Knospen der Treue und Unterwerfung zu zeigen, vor Ew. Majestät Augen Erbarmen finden? Warum sollte er in seiner Blüthe niedergehauen werden, ehe er Ew. Majestät und der ganzen Welt zeigen kann, was für unverstellte Reue nnd Gehorsam eine gnädige Vergebung hervorbringen kann. Mit der größten Aufrichtigkeit meines Herzens bekenne ich, allergnädigster König, daß ich Sie beleidigt habe. O, haben Sie die Gnade und verzeihen dem, der seinen Fehler aufrichtig gesteht, und gewähren mir das, was auch dem größten Verbrecher noch nicht abgeschlagen worden ist.

Manasse, so lasterhaft er auch war, konnte endlich unter die Zahl frommer Fürsten gezählt werden. David vermochte nicht so tief zu fallen, und Saul konnte keinen so großen Hang zum Bösen haben, daß ihre Bekehrung nachher nicht wäre aufrichtig befunden worden.

den. So viel Blutstropfen in meinen Adern rinnen, so viel sollen Beweise von unerschütterlicher Treue gegen Ew. Königl. Majestät Gnade und Huld seyn.

Die Barmherzigkeit und Liebe Gottes ermuntert mich, auf die Ihrige, großer König, zu bauen. Noch zweifle ich nicht an Ihrem Königlichen Mitleid, und flehe unterthänigst darum an. Ich war einst ungehorsam, aber nun kehre ich mit aufrichtiger Reue zu meiner Pflicht zurück, als Ihr unterthänigster Vasall und Unterthan."

Dieser Brief fruchtete bei Friedrich Wilhelm nichts. Obgleich das Kriegsrecht dem Herrn von Katt nicht das Leben abgesprochen hatte, so diktirte der König doch eine eigene Sentenz, worin er unter andern sagte: „Da aber dieser Katte mit der künftigen „Sonne tramiret, zur Desertion mit frem„den Ministern und Gesandten allemal durch„einander gestecket, und er nicht davor ge„setzet worden, mit dem Kronprinz zu com„plotiren, au contraire es Sr. Königl. „Maj. and Dero Generalfeldmarschall von „Natzmer hätte angeben sollen, so wissen „Se. Königl. Maj. nicht, was vor kahle „Raisons das Kriegsgericht genommen, und „ihm das Leben nicht abgesprochen hat. Se.

„Königl.

„Königl. Maj. werden auf die Art sich auf
„keine Officier und Diener, die in Eid und
„Pflicht stehen, verlassen können, es wür-
„den alsdann alle Thäter den praetext neh-
„men, wie es Katten wäre ergangen, und
„weil er so leicht und gut durchgekommen wä-
„re, ihnen dergleichen geschehen müsse. Se.
„Königl. Majest. sind in Dero Jugend auch
„durch die Schule durchgelaufen, und ha-
„ben das lateinische Sprüchwort gelernet:
„fiat justitia, aut pereat mundus; also
„wollen Sie hiermit und zwar von Rechts-
„wegen, daß Katte, ob er schon nach denen
„Rechten verdienet gehabt, wegen des began-
„genen crimen laese Majestatis, mit glü-
„henden Zangen gerissen und aufgehenket zu
„werden, er dennoch nur in Consideration
„seiner Familie mit dem Schwerdt vom Le-
„ben zum Tode gebracht werden soll.“

„Wenn das Kriegsrecht dem Katte die
„Sentenz publiciret, so soll ihm gesagt wer-
„den, daß es Sr. Königl. Maj. leid thäte,
„es wäre aber besser, daß er nicht bliebe,
„als daß die Justiz aus der Welt ginge.“

Wusterhausen, den 1ten November 1730.

Friederich Wilhelm.

Von den letzten Lebenstagen des Herrn von Katt hat der damalige Major von den Gens d'armes Herr von Schack dem Generallieutenant von Katt in folgendem Briefe Nachricht gegeben.

Hochwohlgebohrner Herr,

Hochzuehrender Herr Generallieutenant!

Ew. Excellenz Befehl nach melde zur schuldigen Nachricht, daß ich den 2ten November commandiret gewesen, nebst einem Commando von 30 Pferden, einem Rittmeister, einem Lieutenant, 2 Unterofficiers, den seel. Herrn von Katt in einer Chaise nach Cüstrin zu bringen, und an den Gouverneur zu überliefern. In dem Wagen habe ich, nebst dem seel. Herrn von Katt, dem Feldprediger von unserm Regiment, und einem Unterofficier gesessen. Wie wir aus der Landwehre kamen, fing der Prediger ein Morgenlied an, nächst dem, ein Gebet, so sich auf seinen Zustand schickte, und continuirte damit, nebst Erklärung einiger Sprüche, und erbaulichen Gespräch den ganzen Weg, wobei der seel. Herr von Katt sehr andächtig war. Vorzüglich hatte das Lied einen besondern Effect bei ihm:

Weg

Weg mein Herz mit dem Gedanken ꝛc. Wie wir im ersten Quartier ankamen, verlangte er Papier und Dinte, er wollte an seinen Herrn Vater schreiben, und ihn um Vergebung bitten, daß er ihn so sehr betrübt hätte, solches ward ihm gegeben, ich ließ ihn darauf allein, um ein Viertelstündchen kam ich wieder bei ihm, fand ihn aber noch spazieren gehen, so klagte er mir, daß ihm das Schreiben niemalen difficil wäre, allein an seinen Herrn Vater zu schreiben, könnte er vor Betrübniß keinen Anfang finden. Nachgehends ward er aber bald fertig, wollte es abschreiben, aber der Feldprediger redete es ihm aus, seine Zeit wäre zu edel, er möchte es nur so lassen, sein Herr Vater sähe doch seine Meinung, so begab er es sich, und bat mich es rein abschreiben zu lassen, allein ich habe besser befunden, das Original zu übermachen.

Darauf aß er ein Bißchen und trank ein Glas Corsikanischen Wein, um ein Weilchen nöthigte ich ihn noch eins zu trinken, welches er mir zu Gefallen that, nachgehends war der Prediger drei Stunden allein bei ihm, welcher die sechs Bußpsalmen Davids mit ihm durchgegangen, und nach verrichteter Andacht sehr wohl mit ihm zufrieden war, ich ging gleich darauf bei ihm, und sprach

mit ihm von der Nichtigkeit und elenden Zustand der Welt, und von der Glückseligkeit so wir künftig ewig zu hoffen haben; davon er mir mehr zu sagen wußte, als ich ihm, er meinte auch, wenn ihm der liebe Gott die Gnade, so er anjetzt empfinde, bis an sein Ende ließe; so wollte er mit vielen Freuden zum Tode gehen, und wenn er anjetzt die Wahl zu Leben und Sterben hätte, wolle er das letzte erwählen, denn es möchte ihm so gut nicht wieder werden, daß er Zeit hätte, sich dazu so gut zu präpariren, wie er sich anjetzt befände; um 8 Uhr war der Prediger wieder bei ihm, und hat mit ihm gesungen und gebetet. Gegen 10 Uhr bat ich ihn sich niederzulegen, welches er anfangs nicht Lust hatte, auf mein Zureden aber that und die Nacht recht wohl schlief. Des Morgens tranken wir Officiers und der Prediger mit ihm Caffee, wobei ein erbauliches Gespräch geführt ward, um 7 Uhr setzten wir uns in Wagen; wie wir aus dem Dorfe waren, ward der Anfang mit Singen und Beten, nebst tröstlichem Zureden des Predigers wieder gemacht, und den ganzen Marsch continuiret, bis wir um 3 Uhr Nachmittag im andern Quartier kamen, allwo wieder nachdem er ein bischen gegessen und ein paar Gläser Wein getrunken, auch nachgehends etwas Caffee mit Milch zu sich genommen,

der

der Prediger einige Stunden allein bei ihm war. Darauf gingen wir Officier wieder bei ihm ab und zu, um 9 Uhr war der Prediger wieder eine Stunde bei ihm, darauf legte er sich nieder, und schlief so ziemlich gut, ehe er aber sich niederlegte, hat er mir in die Bleifeder dictirt, was Ew. Excellenz bereits bekommen haben, was einem und dem andern von seinen Sachen zukommen sollte. Des Morgens, da er aufgewacht, ging ich zu ihm, fand ihn noch auf der Streue liegen, las ihm den Morgenseegen und einige Gebete vor, nachgehends mußte ihm mein Kerl anziehen helfen, dann trank ich mit ihm und den andern Officiers und dem Prediger Caffee, welches sein bestes Labsal war, darauf setzten wir uns in den Wagen. Ausser dem Dorfe ward mit Singen und Beten wieder der Anfang gemacht, und den ganzen Weg continuiret. Bisweilen wurden ihm kleine Intervallen zu eigenen Reflexionen gelassen, wie er bei einer Gelegenheit anfing zu sagen: man hielte ihn für einen Atheisten, er hoffe, wir würden es anjetzt besser seyn gewahr worden, er könnte hoch betheuern, er wäre es niemalen gewesen, auch sein Lebtage nicht dergleichen Bücher lesen wollen, wofür er einen Abscheu gehabt, dankte Gott anjetzt davor, daß es nicht geschehen, es würde ihm anjetzt noch sehr schwerer geworden

worden seyn, konnte aber nicht leugnen, daß er öfters eine Thesin mainteniret hätte, um seinen Verstand sehen zu lassen, davon er doch anders überzeuget gewesen, hätte aber befunden, daß da solches in belebten Gesellschaften vor sehr artig passiret, so hätte er es auch so mit gemacht. Wie wir auf die Dämme vor Cüstrin kamen, sagte er mir, ich möchte Ihre Hoheit dem Markgraf Albrecht seinen unterthänigen Respekt vermelden, er ließe sich demüthigst bedanken für alle hohe Gnade, so derselbe ihm erzeigt hätte, insonderheit daß er ihm zu einer der größten Ehren verholfen, so er in der Welt gehabt hätte, nehmlich daß er ihn in den Orden aufgenommen, er wolle zur schuldigen Dankbarkeit bey Gott bitten, daß derselbe ihn in den größten, nehmlich den himmlischen Orden wieder aufnehmen wolle. Auf der Brücke zu Cüstrin fing die Sonne an zu scheinen, da wir den ganzen Tag Regen gehabt, sagte er: dies ist mir ein gut Zeichen, hier wird meine Gnadensonne anfangen zu scheinen. Wie wir nach 2 Uhr Nachmittage in die Stadt kamen, stand der Commendant an dem Thore, ließ uns da halten und aussteigen, nahm den seel. Herrn von Katt bei der Hand, und führte ihn die Treppe zum Wall hinauf, allwo eine Stube über dem Thor mit zwei Betten, eines für ihn, das andere für den Prediger präpariret war. Der

Commendant sagte mir, daß wir ihn daselbst ferner in unsrer Verwahrung behielten, und wieß mir, wo ich unsre Posten setzen konnte. Den andern Tag, Morgens um 7 Uhr, sollte die Execution vor sich gehen, und ich sollte nach der königlichen Ordre, so er mir zeigte, mit dem ganzen Commando zu Fuß, den seel. Herrn von Katt in den Kreis (so von 150 Mann von der Garnisen gemacht wurde) hinbringen. Darauf ging ich gleich zu dem seel. Herrn von Katt, nicht ohne Wehmuth und Betrübniß des Herzens, und sagte ihm, daß sein Ende näher sey, als er vielleicht vermuthete. Er fragte mich unerschrocken: wann, und um welche Zeit? Da ich ihm solches hinterbrachte, antwortete er mir: es ist mir lieb, je eher je lieber, darauf hatte ihm der Gouverneur Essen und Trinken, Wein und Bier geschickt, wovon er auch gegessen und getrunken, etwas später schickte auch der Herr Präsident etwas Essen und ungarischen Wein, wovon er auch genoß, darauf nahm der Feldpriester den dasigen Garnisons-Prediger zu Hülfe, und blieben in beständiger Arbeit mit ihm. Von 8 bis 9 Uhr war ich mit den andern Officiers bei ihm, sangen und beteten mit ihm, weil aber die Prediger gern allein mit ihm seyn wollten, gingen wir weg. Um 10 Uhr ließ ich ihm Caffee machen, wovon er nachgehends drei Tassen getrunken.

Mei-

Meinen Kerl ließ ich die ganze Nacht bei ihm, um wenn er was verlangte, ihm an die Hand zu gehen. Um 11 Uhr gieng ich wieder bei ihm, konnte nicht schlafen; (denn wenn ich noch so bekümmert und beängstiget war, und sahe ihn nur, so richtete und munterte seine Standhaftigkeit mich wieder ganz auf) betete und sang mit bis nach 1 Uhr, Morgens von 2 bis 3 Uhr sahe man an der Couleur des Gesichts wohl einen harten Kampf des Fleisches und Blutes, um 3 Uhr hat ihn der Prediger gebeten, sich auf das Bette zu legen, welches er auch gethan, und von 3 bis 5 Uhr geschlafen, daß er geschnarchet, und hätte noch länger geschlafen, wenn ihn nicht das Ablösen der Posten aufgewecket, darauf hat er communiciret, wie das vorbei, ging ich wieder zu ihm, da sagte er zu mir, sein Zeug so er bei sich hätte, sollte mein Kerl haben, seine Bibel aber schenkte er an den Corporal, der mit ihm sehr fleißig gesungen und gebetet, insonderheit das obenbenannte Lied, so oft er ohne den Prediger allein gewesen. Wie das Commando der Gens d'armes da war, fragte er mich: obs Zeit wäre? wie ich solches mit ja beantwortete, so nahm er Abschied von mir, ging heraus, und das Commando nahm ihn in die Mitte, der eine Prediger ging zur Rechten, und der andere zur Linken, beteten und sprachen ihm immer

vor.

vor. Er hielt ganz frei und munter den Hut unter dem Arm, nicht gezwungen noch affektirt, sondern ganz natürlich. Er ward ein paar hundert Schritt längs dem Wall geführt, allwo auf dem Wall der Kreis formiret war, und waren die Zugänge des Walls besetzt, so daß wenig Menschen oben waren. Im Kreise ward ihm nochmalen die Sentenz vorgelesen; ich kann aber hoch versichern, daß ich vor Betrübniß nichts gehört habe, und wüßte nicht drei Worte zusammen zu bringen. Bei Vorlesung der Sentenz stand er ganz frei; wie solches vorbei war, fragte er nach den Officiers von den Gens d'armes, ging ihnen entgegen und nahm Abschied von ihnen. Hernach ward er eingesegnet, darauf gab er die Peruque an meinen Kerl, der ihm eine Mütze darreichte, ließ sich von meinem Kerl den Rock ausziehen, die Halsbinde aufmachen; riß sich selbst das Hemd herunter ganz frei und munter, als wenn er sich sonst zu einer serieusen Affaire präpariren sollen, ging hin, kniete auf den Sand nieder, rückte sich die Mütze in die Augen, fing laut selbst an zu beten: Herr Jesu dir leb ich rc. weil er aber meinem Kerl gesagt, er solle ihm die Augen verbinden, sich aber hernach resolviret die Mütze in die Augen zu ziehen, so mein Kerl nicht wußte, so wollte mein Kerl, so erschrecklich consternirt war, und nicht

sahe

sahe daß er die Mütze in die Augen gezogen, noch immer verbinden, bis er mit der Hand winkte, und den Kopf schüttelte, darauf fing er nochmalen an zu beten: Herr Jesu rc. welches noch nicht aus war, so flog der Kopf weg, welchen mein Kerl aufnahm, und wieder an seinen Ort legete, seine Presence d'esprit bis auf die letzte Minute kann nicht genug admiriren. Seine Standhaftigkeit und Unerschrockenheit werde mein Tage nicht vergessen, und durch seine Zubereitung zum Tode habe vieles gelernt, so noch weniger zu vergessen wünsche. Sein Sarg, worin er gelegt worden, ist von Eichenholz mit schwarzen Leisten, und sechs verzinneten Handgriffen gewesen, mit welscher Leinwand inwendig ausgeschlagen; wie er durch hübsche Bürgerleute eingelegt worden, ist er mit einem von derselben Leinewand gemachten Sterbekittel bedeckt, und bey dem Kinn herum fest gemacht worden, nachgehends ist er durch die 12 Bürgersleute auf einer Todtenbahre mit schwarzem Tuch behangen nach dem Armenkirchhof getragen, und daselbst begraben worden, allwo bereits mehrere Officiere von der Garnison liegen, so daselbst gestorben. Die Sachen so er bei sich gehabt, und an meinen Kerl geschenkt, davon überkommt eine Specification und dependiret von Ew. Excellenz Befehl, ob Sie solches aggreiren. Dieses

wäre

wäre was ich zu berichten hätte. Ich condolire Ew. Excellenz von Herzen und versichere nicht allein mein herzliches Mitleid, sondern auch, daß mein Gemüth vieles dabei gelitten. Gott gebe Ihnen seine Gnade, daß Sie sich in seine Wege schicken, und in seinen Willen williglich ergeben; der Trost ist sehr wichtig, gewiß versichert zu seyn, ein Kind im Himmel zu haben. Die Empfindung dessen wünsche Ew. Excellenz von Herzen, und bin in tiefstem Respect ꝛc.

Ew. Excellenz

Berlin den 2. December
1730.

unterthäniger Knecht
de Schak.

Friedrich Wilhelm wollte seinen Thronerben das nehmliche Schicksal erfahren lassen, und ihn als einen Deserteur nach Kriegsgebrauch behandelt wissen; aber es wollte ihn kein Kriegsrecht verurtheilen, und viele Rechtsgelehrte der damaligen Zeit übernahmen seine Rechtfertigung. Wahrscheinlich würde aber der König dennoch seine Absicht erreicht haben, wenn sich nicht hohe Mächte ins Mittel geschlagen hätten; wo er denn aus politischen Gründen endlich nachgab. Nach achtzehn Monat Gefangenschaft kam

der

der Prinz wieder los, und überraschte seine geliebte Mutter, als sie eben am Spieltisch saß. Sie wurde ohnmächtig vor Freude.

In diesen Anekdoten sind schon viele Züge aus dem siebenjährigen Kriege angeführt worden, die Friedrichs ausserordentlich erhabenen und unerschrockenen Karakter auszeichneten. Wir theilen hier unsern Lesern noch einige merkwürdige Beispiele mit.

Als die Disposition zur Schlacht bei Zorndorf gemacht war, und die Armee aus dem Lager rückte, unterhielt sich der König während des Marsches bei verschiedenen Regimentern sowohl mit Officieren als Gemeinen über allerlei Gegenstände. Bei einem Grenadierbataillon von der Berlinischen Garnison fiel ihm ein alter Unterofficier, Namens Beck, auf, der einen sehr kahlen Kopf unter der Grenadiermütze, und seine Perüke am Tornister hängen hatte. Der Monarch ritt an ihn heran, und sah, daß dieser alte Mann noch sehr lebhaft aussah. „Mein „Freund," redete ihn der König an, „es wird „mit Euch wohl Zeit seyn, daß Ihr versorgt „werdet; habt Ihr auch was gelernt?"

Der

Der Unterofficier. Nein, Ew. Majestät, ich habe nichts gelernt, kann weder lesen noch schreiben, denn ich mußte jung Soldat werden, und bin nur zum Todtschiessen gemacht?

Der König. „Wie lange dient Ihr?“

Der Unterofficier. Schon 44 Jahr. Ich bin aber ganz gesund, und wenn der Krieg noch lange dauert, wird die Reihe auch an mich kommen, daß ich sterben muß. Ich mache mir aber gar nichts daraus, denn ich bin das Soldatenleben gewohnt. Nur eins habe ich auf dem Herzen, was mich drückt. Wenn das nicht wäre, Ew. Majestät, so wäre mir das Todtschießen noch gleichgültiger, und ich wollte recht vergnügt sterben.

Der König hörte dies mit Gelassenheit und Aufmerksamkeit an, und fragte: „Nun, was ist denn das?“

Der Unterofficier. Ew. Majestät, ich habe einen einzigen Jungen, der gutes Wachsthum zeigt. Die Mutter hat ihn wohl lesen gelehrt, aber ich möchte doch gern sehen, daß er was rechtes und mehr lernen könnte, als ich kann, und daß er in eine gute Schule käme. Wenn er in die Kompagnie kommt, so kann ihm das viel helfen. Ich kann ihm

nur von meinem Traktement nichts dazu geben.

Der König. „Wo ist denn Euer Sohn „zu finden?“

Der Vater bezeichnete ihm den Aufenthalt seines Sohnes, nannte seinen Namen, und der König ritt fort, worauf die Schlacht in wenigen Minuten ihren Anfang nahm.

Der alte Mann kam glücklich aus diesem Treffen, und als der Feldjäger, der die Nachricht des Sieges nach Berlin gebracht hatte, von da zurück kam, brachte ihm dieser einen Brief von seiner Frau mit, worin sie ihm meldete, daß ihr Sohn auf königlichen Befehl von ihr genommen, und in das große Gymnasium gebracht worden sey. Dort würde er auf königliche Kosten gekleidet, unterhalten und unterrichtet.

Der alte Unterofficier weinte bei dieser Nachricht vor Freude.

In der Schlacht bei Cunersdorf wurden von dem damaligen Grabowschen jetzigen Lehwaldschen Füselierregimente, welches auf feindliche Redouten und Batterien traf, und durch nichts zum Weichen zu bringen war,

viele

viele Officiere, und besonders die beiden Lieutenants von Stubenfoll und von Heilsberg beim Angriff einer dritten Redoute sehr schwer verwundet. Ersterem wurde durch eine Kanonenkugel über die Hälfte des Arms ausgerissen, daß am obern Theil nur der Callus übrig blieb, und dem Zweiten mit gehauenen Stücken Eisen aus einer Kartetschenladung ins Gesicht und in den Leib geschossen. Man trug sie während der Schlacht halb todt in ein Dorf, wo der König am nehmlichen Tage das Hauptquartier nahm. Hier erholten sie sich zwar, allein kein Feldscheer konnte und wollte die Wunden verbinden. Sie waren mitten in der schärfsten Aktion blessirt weggetragen, wußten also auch nicht, wie das Treffen abgelaufen war. Als der König des Abends in die Stube trat, und sie auf der Erde in ihrem Blute liegen sah, waren seine ersten Worte: „Ach Kinder, ihr seyd wohl „schwer bleßirt.“ „Ja, Ew. Majestät, al„lein das ist das wenigste, wenn wir nur „wüßten, ob Sie gesiegt haben? denn wir „hatten schon zwei Redouten hinter uns und „waren bei der dritten, als uns das Unglück „traf.“ — Der König erwiederte: „Ihr „habt es bewiesen, daß ihr unüberwindlich „seyd, das übrige ist Zufall, verliert nicht den „Muth, es wird alles, auch ihr wieder bes„ser werden! Seyd ihr schon verbunden?

„hat

„Hat man euch zur Ader gelassen?“ „Nein,
„Ew. Majestät, erwiederten sie, kein Teufel
„will uns verbinden.“ — Auf der Stelle
ward ein Feldarzt gerufen, dem der König
seinen Unwillen über die schlechten Anstalten
zu erkennen gab, und befahl, für diese braven
Leute alle Sorgfalt zu verwenden. Dieser
sah die Wunden, zuckte die Achseln, und
brach in die feste Versicherung aus, daß hier
kein Verbinden helfen könne und alle Mittel
vergebens wären, wenn auch dem einen der
Arm abgenommen würde. Der König faßte
die jungen Krieger bei der Hand, und zeigte
sie dem Arzt, mit den Worten: „Hier sehe
„er nur, die Leute haben noch kein Fieber;
„bei solchem jungen Blut und frischem Her-
„zen pflegt die Natur allezeit Wunder zu
„thun.“ Sie wurden auf königlichen Be-
fehl zur Ader gelassen, verbunden, mit Er-
frischungen versorgt, und mit möglichster Ge-
mächlichkeit an den Ort geschickt, wo das
Hauptlazareth war. Beim Abschiede sagte
der König: „Kinder geht in Gottes Namen,
„es mag mit euch werden, wie es will, so
„werde ich es erfahren; und wenn ihr nicht
„mehr dienen könnt, so soll euch nichts ab-
„gehen; ich werde euch versorgen und nicht
„vergessen.“ Sie wurden durch diese herab-
lassende Vorsorge des größten Königes er-
halten und in der Folge geheilt. Sie gingen

dar-

darauf mit den Reconvalescirten zu dem Corps des Herzogs von Würtemberg bei Colberg, von da nach Schwedisch-Pommern, wo sie abermals hart blessirt und wieder geheilt wurden. Sie dienten noch bis zum Frieden, da sie dann für invalide erkannt, auf ausdrückli-chen königlichen Befehl aber als wohlgediente Officiere in Preussen Versorgungen erhielten, bei welchen sie noch einige Jahre gelebt haben.

Das Betragen des Königs gewinnt auch noch dadurch, daß er die Stube, worin die Blessirten lagen, anfangs selbst beziehen wollte, alsdann aber in einer weit schlechtern sein Nachtlager nahm. Auch hörte er mit Lächeln die härtesten Ausdrücke und Drohungen gegen seine Leute an, welche die Verwundeten wollten herausbringen lassen.

Wer Winterfeldt war, und wie hoch der König ihn schätzte, weiß jedermann. Einst ward er zu einer Expedition detaschirt; der König hatte ihm ein Corps von 40,000 Mann dazu versprochen, und als Winterfeldt sie musterte, fand er zu seinem Erstaunen, daß es kaum 12000 waren. Winterfeldt meldete es dem Könige. Friedrich antwortete: Die Armee ist meines Bedün-

kens stark genug; denn Er kommandirt sie ja.

Der König ging voran und ließ Winterfeldten mit der erwähnten Armee zurück. Er war zu Pferde gestiegen, und hatte schon von seinem General Abschied genommen. Plötzlich kehrte er wieder zurück; sprang vom Pferde, umarmte Winterfeldten, und sagte: Ich hätte bald vergessen, Ihm seine Instruktion zu geben. Nur diese weiß ich für ihn: Erhalte Er sich mir. — Einige Tage darauf blieb der General auf die allgemein bekannte ehrenvolle Art, und Friedrich fühlte diesen Verlust tief.

Als der König einst rekognosciren ritt, kam er zu Mittage in ein sächsisches Dorf, in dessen Nachbarschaft eine Schanze aufgeworfen war, die ein östreichischer Hauptmann kommandirte. Sobald er bemerkte, daß der König im Dorfe angekommen sey, beschoß er es heftig. Friedrich stand gedankenvoll, mit dem Arm an eine Scheune gelehnt, schien den Kugelregen erst gar nicht zu bemerken, dann aber sah er ihm mit seiner gewöhnlichen Kaltblütigkeit in Gefahren zu. Seine Adjutanten baten ihn sich wegzubegeben, weil

der Ort gar zu gefährlich sei. Die Kugel, die mich treffen soll, kommt von oben, antwortete der König. Wenige Minuten nachher schlug eine Kugel, drei Schritt von ihm, in einen Pfosten der Scheune, und gleich darauf noch eine. — Das ist zu grob, sagte er hierauf, und kommandirte einen Officier mit Freiwilligen, das Nest aufzuheben. Die Schanze wurde gestürmt, und der feindliche Hauptmann mit seiner Mannschaft zu Gefangenen gemacht. Die Gemeinen des preußischen Kommandos nahmen ihm Uhr, Börse und was er sonst noch von Werth bei sich hatte ab, und schnitten ihm noch zuletzt die goldne Tresse vom Hut. Dies dünkte ihm eine Beleidigung, und er verlangte zum König geführt zu werden. „Sein Diener, „mein lieber Hauptmann, wie geht es?„ fragte der König. Der Hauptmann klagte über die vermeinte Mißhandlung. Weiß Er denn nicht den Kriegsgebrauch? sagte der König. Hier gehts nicht wie bei einer Prozession zu. Dank Er Gott, daß Er mit dem Leben davon gekommen ist; denn meine Leute waren Freiwillige — und Leben ist doch besser als eine Tresse. Der Hauptmann wunderte sich über den lustig launigten Ton, in dem der König sprach: er hatte sich, wie er nachher sagte, den Er-

oberer von Schlesien als einen strengen gebietrischen Mann gedacht.

Ein alter französischer General that im Angesichte des Königes bei der Rosbacher Schlacht Wunder der Tapferkeit. Er kommandirte ein Kavallerieregiment und führte es so herzhaft als unerschrocken an. Allein er wurde demungeachtet mit seinem Regimente, welches unter die preussische Gens d'armerie gerieth, dermaßen zugerichtet, daß er voller Wunden war, und mit den meisten Officieren gefangen wurde. — Der König schickte diesem würdigen General sogleich verschiedene Wundärzte, besuchte ihn gleich darauf selbst, und sagte sehr liebreich zu dem alten General: *Wenn der Schmerz am größesten zu seyn scheint, so ist die Hülfe am nächsten.* Der General antwortete: Ew. Majestät sind größer als Alexander; jener quälte seine Gefangenen, aber Sie, erhabener und gütiger König, Sie gießen Oel in ihre Wunden.

So leutselig und gütig der König auch stets gegen seine Gefangenen war, so zwangen

gen sie ihn doch andere Maaßregeln zu nehmen, weil sie sich Untreue und anderer niedriger Vergehungen theilhaftig machten. Deshalb erschien folgende Erklärung des Königs:

Dem ganzen Europa ist bekannt, daß ich allen gefangenen Officieren, sowohl den Schweden, Franzosen und Oestreichern, als auch den Russen, alle mögliche Bequemlichkeit und Erleichterung verschaft habe. Zu dem Ende habe Ich ihnen erlaubt, die Zeit ihrer Gefangenschaft in meiner Residenz zuzubringen. Da indessen verschiedene unter ihnen die ihnen zugestandene Freiheit, theils durch einen unerlaubten Briefwechsel, theils durch ein anderes unanständiges Betragen, welches mir mißfallen mußte, gröblich gemißbraucht haben; so habe ich mich gemüßiget gesehen, sie alle nach der Stadt Spandau zu schicken, welche Stadt man nicht mit der Festung gleiches Namens, die ganz von einander unterschieden sind, verwechseln muß, woselbst sie eben so wenig als zu Berlin eingeschränkt, und nur mehr beobachtet werden. Dieses ist eine Entschließung, die niemand wird tadeln können. Sowohl das Völkerrecht, als das Beispiel der wider mich verbundenen Mächte, berechtigt mich hinlänglich dazu. Der Wiener Hof hat keinem von

mei-

meinen Officieren, die ihm in die Hände gefallen, erlaubt, nach Wien zu kommen; der Rußische hat so gar einige derselben nach Casan geschickt. Indessen, da meine Feinde keine Gelegenheit entwischen lassen, wobei sie meinen unschuldigsten Handlungen einen falschen Anstrich geben können; so habe ich für gut erachtet, euch die Ursachen bekannt zu machen, die mich bewogen, diese Veränderung mit den Kriegsgefangenen Officieren vorzunehmen. Den 28 April 1759.

Nach dem unglücklichen Ueberfall bei Hochkirchen hinterbrachte man dem Könige, daß die Soldaten niedergeschlagen wären, und die Officiere, nicht ganz mit Unrecht, schlimme Folgen desorgten. Den folgenden Tag sagte der König selbst mit ganz ruhiger Miene bei der Parole: „Sie haben uns „überfallen, wie die Diebe bei der Nacht. „Ich habe Ursach mit dem Betragen meiner „Truppen zufrieden zu seyn, und danke ihnen „für ihr Ataschement; besonders meinen „Prinzen, die sich sehr brav gehalten haben. „Allein ich höre, daß in meiner Armee heim„lich die Rede geht, als hätte ich nun gar „keine Resource mehr. Wer eine feige „Memme ist, kann ja seinen Abschied sogleich

„be-

„bekommen, ich werde ihn keinem verwei„gern.„ — Es meldete sich aber keiner zu diesem in der preussischen Armee unbekannten Ehrentitel, und der König flößte durch sein Beispiel allen wieder neuen Muth ein.

Unter den Beweisen von der Gleichgültigkeit Friedrichs des Einzigen gegen die augenscheinlichste Lebensgefahr, und von seiner kaltblütigen Herzhaftigkeit, verdient folgende Geschichte eine der ersten Stellen. Der König stand mit einer kleinen Armee in der Neumark vor dem Rußischen Heere, welches nur durch ein kleines Wasser von ihm getrennet war. Da ihm überaus viel daran gelegen war, sich selbst von der ganzen Lage und Stellung des Feindes, und von der Anzahl desselben, auf das genaueste zu überzeugen, so ritt er, in Begleitung eines einzigen Adjutanten, eines Pagen, der sein Perspektiv trug, und eines Reitknechts, bis dicht an das Wasser, stieg vom Pferde, ließ den Pagen absitzen, legte sein Fernrohr auf des Pagen Schulter, und fing an den Feind zu beobachten. Sobald die Russen ihn bemerkten, machten sie aus einer nicht weit vom Wasser errichteten Batterie ein ununterbrochenes Feuer auf ihn, so daß die Kugeln dicht bei

dem Könige aufschlugen, und sein Rock von der aufgewühlten Erde bedeckt ward. Der König sah unverwandt, und ohne sich zu rühren, durch sein Fernrohr. Endlich hielt es der Adjutant für seine Pflicht, den König an die dringende Gefahr, worin er sich befand, zu erinnern. Er trat daher zu ihm, zupfte ihm leise an dem Rockschoß, und sagte: „Ew. „Majestät sind hier in zu großer Gefahr; se„hen Sie nur, wie die Kugeln um Sie her„umschlagen; Ihr Rock und Ihr Hut sind „schon mit Erde bedeckt.„ Der König ließ ihn lange ohne Antwort. Endlich drehte er den Kopf ein wenig nach dem Adjutanten hin, und sagte ganz gelassen: Wenn Er sich fürchtet, so reit Er nur zurück, und setzte seine Beobachtungen fort. Nachdem er endlich alles gesehen hatte, was er zu wissen verlangte, sagte er zu dem Pagen: Nun ist's gut; nun kannst du zusammenpacken, setzte sich ruhig aufs Pferd, und ritt Schritt für Schritt, unter beständigem Kugelregen, von der Stelle weg, wobei er mit dem Adjutanten von ganz gleichgültigen Dingen sprach.

In diesem merkwürdigen Kriege hatte der König sein Winterquartier zu Leipzig. Er machte sich mit den berühmtesten Gelehrten

be-

bekannt, und trug dem Quintus Icilius auf, Gellerten zu ihm zu holen. Man erfuhr damals folgendes davon.

„Den 18ten December 1759 Nachmittags um 3 Uhr pochte jemand an des Professor Gellerts Thür. Der Major Quintus Icilius trat herein, und sagte: Ich freue mich, Sie kennen zu lernen. Se. Majestät der König verlangen Sie zu sprechen, und haben mich hergeschickt, Sie zu ihm zu bringen.“

Gellert. Herr Major, Sie müssen mir ansehen, daß ich krank bin: es wird dem Könige an einem kranken Mann, der nicht reden kann, nicht viel gelegen seyn.

Der Major. Es ist wahr, Sie sehen nicht wohl aus, ich werde Sie auch nicht nöthigen heute mit zu gehen. Aber das muß ich Ihnen sagen, wenn Sie sich mit dieser Ausflucht ganz von dem Gange los zu machen gedenken, so irren Sie sich. Ich muß morgen wiederkommen, und wenn Sie dann nicht besser sind, übermorgen, und das so fort, bis Sie mitgehen können. Entschliessen Sie sich also, ich lasse Ihnen eine Stunde Zeit, um 4 Uhr werde ich wieder anfragen, ob ich Sie heute oder ein andermal mitnehmen soll.

Gellert. Ja, das thun Sie, Herr Major, ich will sehen, wie ich mich alsdann befinde.

Nach

Nach einer Stunde kam der Major wieder, und sie gingen nach dem Apelischen Hause. In dem Vorzimmer fanden sie zwey, drey Personen, welche voller Freude waren, den Professor kennen zu lernen. Jetzt aber ging die Thür zu des Königs Zimmer auf. Sie traten ein und blieben mit dem Könige die ganze Zeit über allein.

Der König. Ist Er der Professor Gellert?

Gellert. Ja, Ew. Majestät.

Der König. Der Englische Gesandte hat mir viel gutes von ihm gesagt: Wo ist Er her?

Gellert. Von Hänichen bei Freiberg.

Der König. Hat Er nicht noch einen Bruder in Freiberg?

Gellert. Ja, Ew. Majestät.

Der König. Sage Er mir doch, warum wir keine gute deutsche Schriftsteller haben?

Der Major Quintus. Ew. Majestät sehen hier einen vor sich, den die Franzosen selbst übersetzt haben, und den deutschen La Fontaine nennen.

Der König. Das ist viel. Hat Er den La Fontaine gelesen?

Gellert. Ja, Ew. Majestät, aber nicht nachgeahmt: ich bin ein Original.

Der König. Gut, das ist Einer; aber warum haben wir denn nicht mehr gute Autoren?

Gellert. Ew. Majestät sind einmal gegen die Deutschen eingenommen. —

Der König. Nein, das kann ich nicht sagen.

Gellert. Wenigstens gegen die deutschen Schriftsteller.

Der König. Das ist wahr! Warum haben wir keine gute Geschichtschreiber?

Gellert. Es fehlt uns auch daran nicht; wir haben einen Mascov, einen Cramer, der den Bossuet fortgesezt hat.

Der König. Wie ist das möglich, daß ein Deutscher den Bossuet fortgesezt hat?

Gellert. Ja! und glücklich; einer von Ew. Majestät gelehrtesten Professoren hat gesagt, daß er ihn mit eben der Beredsamkeit und mit mehrerer historischer Richtigkeit fortgesezt habe.

Der König. Hat's der Mann auch verstanden?

Gellert. Die Welt glaubt es.

Der König. Aber warum macht sich keiner an den Tacitus? den sollte man gut übersetzen.

Gellert. Tacitus ist schwer zu übersetzen, und wir haben auch schlechte französische Uebersetzungen von ihm. —

Der König. Da hat Er recht.

Gellert. Und überhaupt lassen sich verschiedene Ursachen angeben, warum die Deutschen noch nicht in allen Arten guter Schriften sich hervorgethan haben; da die Künste und Wissenschaften bei den Griechen blüheten, führten die Römer noch Kriege. Vielleicht ist jetzt das kriegerische Säculum der Deutschen. Vielleicht hat es ihnen auch an Augusten und Louis XIV. gefehlt?

Der König. Er hat ja zwei Auguste in Sachsen gehabt?

Gellert. Wir haben auch in Sachsen einen guten Anfang gemacht.

Der König. Wie, will er denn einen August in ganz Deutschland haben?

Gellert. Nicht eben das: ich wünsche nur, daß ein jeder Herr in seinem Lande die guten Genies aufmunterte. —

Der König. Ist er gar nicht aus Sachsen weg gekommen?

Gellert. Ich bin einmal in Berlin gewesen.

Der König. Er sollte reisen!

Gellert. Ew. Majestät, dazu fehlt mir Gesundheit und Vermögen.

Der König. Was hat er denn für eine Krankheit, etwa die gelehrte?

Gellert. Weil sie Ew. Majestät selbst so nennen, so mag sie so heissen; in meinem Munde würde es zu stolz geklungen haben.

Der König. Ich habe sie auch gehabt, ich will Ihn kuriren. Er muß sich Bewegung machen, alle Tage ausreiten, und alle Woche Rhabarber nehmen.

Gellert. Diese Kur möchte wohl eine neue Krankheit für mich seyn. Wenn das Pferd gesünder wäre, als ich, so würde ichs nicht reiten können, und wäre es eben so krank, so würde ich auch nicht fortkommen.

Der König. So muß Er fahren.

Gellert. Dazu fehlt mir das Vermögen.

Der König. Ja, das ist wahr, das fehlt immer den Gelehrten in Deutschland. Es sind wohl jetzt böse Zeiten?

Gellert.

Gellert. Ja wohl! Wenn nur Ew. Majestät Deutschland den Frieden geben wollten!

Der König. Wie kann ich denn! Hat Er's denn nicht gehört, es sind ja drei wider mich?

Gellert. Ich bekümmere mich mehr um die alte, als neue Geschichte.

Der König. Was meinet er, welcher ist schöner in der Epopee, Homer oder Virgil?

Gellert. Homer scheint wohl den Vorzug zu verdienen, weil er das Original ist.

Der König. Aber Virgil ist viel polirter.

Gellert. Wir sind zu weit vom Homer entfernt, als daß wir von seiner Sprache und Sitten richtig genug sollten urtheilen können. Ich traue darin dem Quintilian, welcher dem Homer den Vorzug giebt.

Der König. Man muß aber auch nicht ein Sclav von den Urtheilen der Alten seyn.

Gellert. Das bin ich nicht, ich folge ihnen nur alsdann, wenn ich wegen der Entfernung selbst nicht urtheilen kann.

Der Major Quintus. Er hat auch deutsche Briefe herausgegeben.

Der König. So! Hat Er denn auch wider den Stylum Curiä geschrieben?

Gellert.

Gellert. Ach ja! Ew. Majestät.

Der König. Aber warum wird das nicht anders? es ist was verteufeltes, sie bringen mir ganze Bogen, und ich verstehe nichts davon.

Gellert. Wenn es Ew. Majestät nicht ändern können, so kann ich es noch weniger; ich kann nur rathen, wo Sie befehlen. —

Der König. Kann er keine von seinen Fabeln auswendig.

Gellert. Ich zweifle, mein Gedächtniß ist mir sehr ungetreu.

Der König. Besinne er sich, ich will unterdessen herumgehen. — Nun hat er eine?

Gellert. Ja, Ew. Majestät.

Hierauf recitirte er folgende: Ein kluger Mahler in Athen 2c.

Der König. Und die Moral?

Gellert. Gleich, Ew. Majestät.

„Wenn deine Schrift dem Kenner nicht gefällt 2c.

Der König. Das ist schön; recht schön: er hat so was galantes in seinem Wesen. Das verstehe ich alles: Da hat mir aber Gottsched eine Uebersetzung der Iphigenia vorgelesen. Ich habe das Französische dabei gehabt, und kein Wort verstanden. Sie haben

ben mir noch einen Poeten, den Pietsch gebracht, den habe ich weggeworfen.

Gellert. Ew. Majestät, den werfe ich auch weg.

Der König. Nein, wenn ich hier bleibe, so muß Er öfter wiederkommen, und seine Fabeln mitbringen, und mir daraus vorlesen.

Gellert. Ich weiß nicht, ob ich ganz gut lese, ich habe so einen singenden gebürgischen Ton.

Der König. Ja, wie die Schlesier; nein, er muß seine Fabeln selbst lesen, sie verlieren sonst. — Nun! komme er bald wieder.

Ungeachtet dessen, was der König am Ende sagte, so ist doch der Professor nicht wieder gekommen, und gerufen worden. Da er weggegangen, hat der König gesagt: „Das ist ein ganz anderer Mann als Gottsched," und den andern Tag bei der Tafel: Das ist der vernünftigste unter allen deutschen Gelehrten.

Einst stand der König in dem Schloß zu Potsdam des Morgens am Fenster, und sah auf der langen Brücke einen Handwerkspur-

schen,

schen, der seinen Bündel vor sich gelegt, die Augen gen Himmel gerichtet hatte, und eine Zeitlang in dieser Stellung unverrückt stand. Dieß fiel dem Monarchen auf, und er ließ den Menschen vor sich kommen.

Der König. Wer seyd Ihr?

Der Handwerkspursche. Ein Weißgerber-Gesell.

Der König. Wo wollt Ihr hin?

Der Handwerkspursche. Nach Berlin.

Der König. Und wo kommt Ihr her?

Der Handwerkspursche. Aus Leipzig.

Der König. Giebt es denn da keine Arbeit? keinen Verdienst?

Der Handwerkspursche. Ei ja, zu leben giebts wohl; — aber —

Der König. Nun!

Der Handwerkspursche. Man will sich auch weiter umsehen; und Berlin soll eine schöne Stadt seyn.

Der König. So?

Der Handwerkspursche. Ja, und man soll auch da zu leben haben.

Der König. Wenn man arbeitet!

Der Handwerkspursche. Ich bin mein Tage kein Faullenzer gewesen!

Der König. Nun das ist gut. Geht in Gottes Namen, und seyd fleißig. — Gebt ihm zwei Friedrichsd'or!

Der Handwerkspursche. Tausend Dank, Ihro Majestät! O, wenn ich doch dankbar seyn könnte! — Nun, komme ich wieder nach Sachsen, so will ich es aller Welt erzählen, was der König von Preussen für ein gnädiger und freigebiger Herr ist —

Der König. Nein, nein; das thut nicht. Es möchten sonst sich viel Weißgerbergesellen bei mir melden, und sich nach der Wahrheit erkundigen wollen.

Auf einer Reise nach dem Braunschweigischen kam der König durch das Städtchen Sandow, wo ein Major und zwei Kompagnien Kürassier in Garnison standen, und vor dem Monarchen paradirten. Dieser besah die Leute, und fragte den schwer hörenden Major: Wo sind die Ueberkompletten? — Der Major verstand, der König frage ihn nach der Liste von den Kompagnien, und erwiederte: „Ich habe sie in der Tasche;“ wobei er zugleich Anstalt machte, sein Taschenbuch hervorzuholen. Ohne daß dieser Mißverstand dem König verdrießlich war, lachte

er

er vielmehr, und sagte: Nun wahrhaftig, das müssen große Kerls seyn!

Ein abgedankter Officier eines Freicorps hatte sich viele vergebliche Mühe gegeben, wieder angestellt zu werden. Er hatte Frau und Kinder. Das wenige Vermögen, was er sich im Kriege erspart hatte, war nun gänzlich aufgezehrt, und der Mangel stieg in dieser Familie auf das äusserste. Er entschloß sich, eine auffallende Bittschrift an den König zu schreiben, damit der Monarch darauf noch aufmerksamer würde. Er schrieb sie in Knittelversen, und klagte darin seine Noth auf eine drollichte und rührende Art. Dieser Einfall gefiel dem König, und er antwortete:

Wer dieses hat in Verse gebracht:
Dem sind 200 Dukaten vermacht.

und kurze Zeit darauf bekam dieser Officier eine gute Stelle bei einem Regimente.

Auf einer Reise nach Preussen, welche der König jährlich machte, unterhielt sich der König zu *** stets mit einem Amtmann, der ein sehr starker Mann war. Ohnerachtet er

einen Widerwillen gegen fette Leute hatte, so konnte er doch diesen Mann wohl leiden. Einst stellte sich ein langer hagerer Mensch an dessen Stelle. Der König fragte: Wer ist Er? — „Ich bin der Amtmann!“ — Das ist nicht wahr! Der Amtmann von hier ist ein dicker Mann. — „Ew. Majestät halten zu Gnaden, dieser Mann ist gestorben, und ich bin nun an seiner Stelle.“ — So, so! — und der König fuhr dann weiter. Er sagte hierauf zu dem Generallieutenant von ***: Dieser Mensch wird mir noch viel kosten, ehe ich ihn so weit als den vorigen bringe.

Ein Obrister hatte sich einen Postzug angeschaft, und seinem Knecht, wenn er über Land fuhr, ein Posthorn gegeben. Das Postamt beschwerte sich bei dem Könige darüber, und der Monarch schrieb dem Obristen:

Mein lieber Obrister von ***.

Es ist Euch vergönnt so viele Hörner zu tragen, als Euch gefällig sind. Nur kein Posthorn, das ist wider die Verordnung.

Friedrich.

Ein junger Officier trug, ungeachtet des scharfen Verboths, einen bürgerlichen Rock, und ging mit einem Frauenzimmer in Sanssouci spazieren, weil er glaubte, der König wäre in Potsdam. Mit einem mal, da er aus einer Allee kam, stand der König vor ihm, und fragte: Wer ist Er? — Was ihn noch kenntlicher machte — er hatte aus Unbedachtsamkeit seinen Officierdegen angesteckt. Der Officier erschrak, hatte aber doch so viel Gegenwart des Geistes, daß er antwortete: „Ich bin ein Officier, allein ich bin incognito „hier.“ — Dieser Einfall gefiel dem Könige, und er sagte: So mach' Er, daß Ihn der König nicht sieht, und ging dann weiter.

Anhang.

Apostolischer und theologischer Kommentar über die heiligen Prophezeihungen des heiligen Verfassers des Blaubarts.

Viele Leser der Anekdoten wünschen, nachstehenden Kommentar in diesen Sammlungen zu haben, der einen Beweis von Friedrichs muntrer Laune giebt. Der Herausgeber liefert also hier auf dieß Verlangen die apostolische und theologische Auslegung der Geschichte des Blaubarts als einen Anhang. Vernünftigen und aufgeklärten Lesern braucht nicht erst der Zweck dieser Schrift erklärt zu werden, da er sehr leicht einzusehen ist.

Vorerinnerung

des Bischofs Dupuis.

Es muß der Welt bekannt gemacht werden, daß man vor kurzem unter den Papieren des verstorbenen Don Calmet einen theologischen

schen Kommentar über das so nützliche als erbauliche Werk, den Blaubart, entdeckt hat. Man hat angestanden, es zu seiner Zeit mit den übrigen Werken dieses gelehrten Benediktiners bekannt zu machen, weil der Doktor Tamponet und noch andere Mitglieder der Sorbonne mit recht anstößiger Hartnäkkigkeit behaupteten, Blaubart sey kein kanonisches Buch. Der Erzbischof von Paris, dessen große Gelehrsamkeit so bekannt ist, der Kardinal von Rohan, der für einen der größten Theologen des Landes gehalten wird, der Bischof Dü Velai, der sich durch seinen Eifer hervorthut, Herr von Montpellier, Herr von Tours, kurz, die vornehmsten von unsrer Geistlichkeit bewiesen, daß Blaubart kein apokryphisches Buch sey, welches denn eine Streitigkeit von auserlesener Gelehrsamkeit veranlaßte. Die Parthei des Blaubarts stützte sich auf den Erasmus, welcher ihn in seinem unvergleichlichen Lobe der Narrheit anführt; auf den heiligen Athanasius, der in seiner Streitigkeit wider die Arianer Stellen daraus erzählt; auf den heiligen Basilius, der ihn sehr orthodox findet; auf den heiligen Gregorius von Nazianz, der sich auf die in einer Apologie der christlichen Religion enthaltenen Prophezeihungen stützt, welche er an den Kaiser Julian gerichtet; auf den heiligen Johann Chryso-

stomus,

stomus, welcher aus diesem gottseligen Buch die schönsten Redner-Figuren schöpfte, womit er seine bewunderns würdigen Homilien schmückte. Der fromme Bischof Las Casas las alle Tage einige Seiten daraus, seinen Glauben zu mehren und zu stärken. Blaubart war das Brevier des Pabsts Alexander des Sechsten. Der Kardinal von Lothringen urtheilte ebenfalls, daß dieses Buch kanonisch sey. Wenn man also die Stimmen zählt, so übertrift die Anzahl derer, welche den Blaubart für ein prophetisches, und auf Eingebung geschriebenes Buch halten, bei weitem diejenigen, welche es im Verdacht des Gegentheils haben. Hier ist alles, was wir von seinem Ursprunge wissen. Blaubart erschien zuerst in Alexandrien mit der Uebersetzung, welche die Siebenzig Dollmetscher von den fünf Büchern Mosis, und den übrigen Büchern des alten Testaments herausgaben. Während der Gefangenschaft der Stämme hatten sie das alte Testament verloren; aber die Samariter hatten diese Bücher, wobei Blaubart sich befand, aufbewahrt. Nachdem das Volk, als es aus Babylon kam, nach Jerusalem zurückkehrte, gaben sich Esra und Nehemia viel Mühe, Alles, was sie von diesen verlornen köstlichen Schriften wieder zusammen bringen konnten, zu

sam-

sammeln. Sie fanden einige, und setzten das Uebrige aus ihrem eigenen Gedächtniß hinzu. Da nun ihre Arbeit unermeßlich, und die Eile, in der sie dieselbe liefern wollten, sehr groß war, vernachlässigten sie es, den Blaubart den andern heiligen Schriften beizufügen, welche sie, so gut sie es vermochten, wieder herstellten. Und eben dieser Nachlässigkeit des Esra sind vornehmlich die Zweifel zuzuschreiben, welche einige Gelehrte gegen die Authenticität dieser Schrift geäussert haben.

Um aber alle Zweifel zu heben, die man noch in Ansehung des Blaubarts hegen könnte, darf man nur lesen, was der heilige Franziskus von Assise davon schreibt. Dieser Heilige, der ihn streng untersucht hatte, sagt: Dieses Buch hat das vollständigste Gepräge göttlicher Eingebung, es ist eine Parabel, oder vielmehr Weissagung von dem ganzen Werk unsrer Seligkeit; ich erkenne darinn die Schreibart der Propheten, es hat die Anmuth des Hohenliedes, das Wunderbarerhabene des Propheten Jesaias, den männlichen Nachdruck des Ezechiel, und alles Pathetische des Jeremias. Und da in dem hebräischen Texte kein Ausdruck, noch sonst irgend eine Spur der syrischen Sprache

zu finden ist, so ist es unstreitig ausgemacht, daß der göttlich inspirirte Verfasser des Blaubarts lange Zeit vor der babylonischen Gefangenschaft gelebt haben muß. Der heilige Franziskus setzt sogar voraus, er müsse ein Zeitgenosse des Propheten Samuels gewesen seyn, welches wir uns aber nicht zu behaupten, noch zu bestätigen getrauen. Der Name des Verfassers von diesem heiligen Buche ist nicht bis auf uns gekommen, welches ein Beweis seiner großen Bescheidenheit ist, in welcher ihn die Schriftsteller unsers Jahrhunderts nicht erreichen werden. Wissen wir doch aber auch nicht, wer die Verfasser des Buches Ruth, des Hiob und der Makkabäer sind. Vielleicht hat unser heilige Prophet hierinn eine Aehnlichkeit mit Moses, der, wie Niemand auf der Welt, uns die Geschichte seines Todes und Begräbnisses erzählen konnte. Wir müssen uns also mit dem begnügen, was unser berühmte Kommentator Don Calmet uns von dem Blaubart sagt. Er findet eine heilsame Lehre zur Erbauung frommer Seelen, und augenscheinlich erfüllte Weissagungen darinn; er fügt hinzu, daß diese Weissagungen hauptsächlich von großem Gewicht zur Bestätigung unsrer heiligen katholischen römisch-apostolischen Religion seyn würden. Uner-

setzli-

setzlicher Verlust wär' es für die streitende Kirche gewesen, wenn dieser schätzbare Kommentar länger unterdrückt geblieben wäre. Wir machen ihn aus mehr als Einer Ursach bekannt. Leider! nähern wir uns den letzten Zeiten, der große Tag kömmt heran, der aller menschlichen Eitelkeit ein Ende macht. Alles, was uns vorher gesagt ist, geht in Erfüllung. Die Natur verliert ihre Fruchtbarkeit; das menschliche Geschlecht verschlimmert sich immer mehr und mehr, zusehends siegt schon die Verkehrtheit der gesunden Vernunft über die christliche Einfalt, der brennende Eifer für den Glauben geht in sträfliche Gleichgültigkeit über, die neueren Irrthümer erheben sich über die alten Wahrheiten, der Glaube wird für die Wirkung der Thorheit und des Schwachsinns, der Unglaube für Anstrengung der Vernunft gehalten. Unsre Feinde greifen uns nicht mehr im Verborgenen an; anstatt, wie ehedem, zu untergraben, laufen sie heftig Sturm auf die vornehmsten Grundpfeiler unsers Glaubens. In zahlreichen Haufen versammeln sie sich zu verschiedenen Fahnen der Ketzerei; sie umringen uns von allen Seiten. Luzifer streitet an ihrer Spitze, unsern Gottesdienst und unsre Altäre zu zerstören. Die Kirche ist bis in ihre heilige Grundfesten erschüttert, sie drohet den Einsturz, und ist im

Begriff

Begriff in sich selbst zu zertrümmern. Diese heilige Mutter girrt gleich einer Taube, sie schreiet gleich einem Hirsche, den der unbarmherzige Jäger tödten will. Sie ruft in ihrer großen Traurigkeit nach ihren Kindern. Es ist Rahel, die um ihre Kinder weint, und sich nicht trösten lassen will. Laßt uns ihr zu Hilfe eilen. Laßt uns ihren alten geweihten Bau mit dem heiligen Kommentar des Don Calmet über den Blaubart unterstützen. Diesen gelehrten Benediktiner wollen wir, gleich einem Schilde, vorhalten, die vergifteten Pfeile abzuhalten, welche eine unheilige Philosophie auf uns schleudert, daß die Pforten der Hölle nicht eine Kirche überwältigen, welche auf den Fels unsers Heils gegründet ist. Möchten doch alle in ihren Lüsten, und in ihrem Unglauben verhärtete Herzen durch das Lesen dieses göttlichen Kommentars erweicht werden! und möchten doch auch diejenigen, welche den Geschmack an den geistlichen Ergötzlichkeiten verloren haben, und in die Gottlosigkeit des Jahrhunderts versunken sind, durch Don Calmet und den Blaubart gestärkt, sich überzeugen, daß, wenn sie es sich zu sehr angelegen seyn lassen, ihre Begierde nach irdischen Dingen zu befriedigen, sie dieser vergänglichen Güter wegen vielleicht un-

unwürdig werden, künftig eine ewige Glückseligkeit zu genießen.

Blaubart.

Eine Erzählung.

Es war einmal ein Mann, der schöne Häuser in der Stadt und auf dem Lande, goldnes und silbernes Geräth, gestickten und verbrämten Hausrath, und über und über vergoldete Kutschen hatte. Unglücklicher Weise aber hatte dieser Mann einen blauen Bart: das machte ihn so häßlich und abscheulich, daß es keine Frau oder Mägdchen gab, die nicht vor ihm gelaufen wäre. Eine vornehme Frau in seiner Nachbarschaft hatte zwei vollkommen schöne Töchter; er hielt bei ihr um die eine an, ließ ihr aber die Wahl, welche von beiden sie ihm geben wollte. Die Mägdchen aber wollten ihn alle beide nicht, und schickten ihn einander zu, da keine sich entschließen konnte einen Mann zu nehmen, der einen blauen Bart hatte. Was sie aber noch weit mehr abschreckte, war, daß er schon zuvor verschiedene Frauen geheurathet hatte, und man doch gar nicht wußte, was aus ihnen geworden war. Um

nähere

nähere Bekanntschaft mit ihnen zu machen, führte sie Blaubart mit ihrer Mutter, und drei oder vier ihrer besten Freunde, nebst einigen jungen Leuten aus der Nachbarschaft, auf eines seiner Landhäuser. Man hielt sich acht Tage dort auf. Da gab es nun nichts als Spatzierfahrten, Jagdparthien und andere Lustbarkeiten, nichts als Tanz und feine Soupees; da wurde an keinen Schlaf gedacht, und man brachte die Nacht unter hundert kleinen Schäkereien hin. Kurz, es ging alles so gut, daß die jüngste von den Schwestern bald anfing zu finden, der Herr vom Hause habe keinen blauen Bart mehr, und sey ein recht artiger Mann. Sobald man wieder zur Stadt zurück kam, wurde die Heurath vollzogen. Einen Monath darnach sagte Blaubart zu seiner Frau, er müsse einer wichtigen Angelegenheit wegen eine Reise von wenigstens sechs Wochen nach der Provinz thun, er bäthe sie, sich während der Zeit nichts abgehen zu lassen; sie möchte ihre guten Freundinnen zu sich einladen, mit ihnen aufs Land, oder sonst wohin gehen, und allenthalben fröhlich und guter Dinge seyn. Hier sind, sprach er, die Schlüssel zu den Vorrathskammern. Dieses ist der zu dem goldnen und silbernen Geräthe, das nicht immer im Gebrauch ist; hier ist der zu meinem Geldkasten;

dieser ist zum Juwelenbehältniß, und jener ist der Hauptschlüssel zu allen Zimmern. Dieser kleine Schlüssel hier aber ist der zum kleinen Kabinet zu Ende der untern großen Gallerie. Gehe allerwegen hin, öfne alles; was aber das kleine Kabinet betrift, so verbiete ich dir hineinzugehen: und wenn es dir dennoch einfiele es sehen zu wollen, so kannst du das Aergste von meinem Zorn erwarten. Sie versprach alles genau zu befolgen, was ihr befohlen war, und er, nachdem er sie umarmt hatte, stieg in seine Kutsche, und reisete ab. Die Nachbarinnen und guten Freundinnen warteten nicht erst ab, bis sie zur jungen Frau geholt wurden, so ungeduldig waren sie, alle Schätze des Hauses zu besehen, denn so lange er zu Hause war, wagten sie nicht zu kommen, weil sie sich vor dem blauen Barte fürchteten. Nun ging es an ein Besichtigen; aus den Zimmern in die Garderoben, aus den Garderoben in die Kabinetter. Dann stiegen sie zu den Meubelkammern, wo sie ebenfalls genug zu bewundern fanden; die Schönheit der Tapeten, Betten, Sophas, Armleuchter, Tische und Spiegel, ja sogar Spiegel, worinn man sich vom Haupt bis zu den Füssen sehen konnte. Sie hörten gar nicht auf, das Glück ihrer Freundin zu preisen und zu beneiden; sie aber fand gar kein Vergnügen daran, alle diese Reich-

thümer

thümer zu betrachten, weil sie vor Ungeduld brannte, in das untere Kabinet zu gehen. Ihre Neugierde wurde endlich so dringend, daß sie, ohne zu bedenken, wie unartig es sey, ihre Gesellschaft zu verlassen, durch eine verborgne Treppe hinunter gieng, und zwar so eilfertig, daß sie einigemal im Begriff war herab zu stürzen. Als sie an die Thür des Kabinets kam, blieb sie eine Weile davor stehen, weil ihr das Verboth ihres Mannes einfiel, und überlegte, ob ihr für ihren Ungehorsam nicht ein Unglück begegnen könne; aber die Versuchung wurde so mächtig, daß sie derselben unterlag. Sie nahm also den kleinen Schlüssel, und öfnete zitternd das Kabinet. Anfänglich sahe sie nichts, weil die Fensterladen zu waren; nach einigen Augenblicken wurde sie aber gewahr, daß der Fußboden ganz mit geronnenem Blute bedeckt war, worinn sich die Körper verschiedener todten Frauen spiegelten, die rings herum an den Wänden hingen. Diese waren die Frauen, die Blaubart geheurathet, und eine nach der andern erwürgt hatte. Sie war vor Schrecken beinahe des Todes, und der Kabinetsschlüssel, den sie wieder aus dem Schlosse gezogen hatte, fiel ihr aus der Hand. Als sie sich etwas erholt hatte, hob sie den Schlüssel auf, schloß die Thür zu, und gieng in ihr Zimmer, um sich wieder ein wenig zu

fassen;

fassen; allein es gelang ihr schlecht, sie war zu sehr bewegt. Nun bemerkte sie erst, daß der Kabinetsschlüssel Blutflecken hatte; sie wischte ihn verschiedene mal ab, aber er war und blieb blutig, sie mochte so viel scheuern, als sie immer wollte; denn der Schlüssel war bezaubert, und es gab kein Mittel ihn ganz rein zu machen. War das Blut auf der einen Seite fortgeschaft, so kam es auf der andern gleich wieder hervor. Blaubart kam noch an dem nämlichen Abend von seiner Reise zurück, und sagte, er habe unterweges Briefe erhalten, wodurch er erfahren, die Angelegenheit, um derentwillen er die Reise unternommen, sey schon glücklich beendet. Seine Frau that ihr Möglichstes, ihm zu zeigen, wie froh sie über seine schnelle Rückkehr sey. Den folgenden Morgen forderte er die Schlüssel von ihr zurück; sie gab sie ihm, aber mit einer so sehr zitternden Hand, daß er sehr leicht errieth, was geschehen war. Wie kömmt es, sagte er, daß der Kabinetsschlüssel nicht bei den übrigen ist? Ich habe ihn vielleicht oben auf meinem Tisch liegen lassen, antwortete sie betroffen. Unterlaß nicht ihn mir sogleich zu bringen, sagte Blaubart; und nach einigen Ausflüchten ihrer Seits mußte sie den Schlüssel holen. Blaubart betrachtete ihn von allen Seiten, und sagte dann zu seiner Frau: Wie kömmt es,

daß Blut an dem Schlüssel ist? Ich weiß es nicht, antwortete die arme Frau, und ward todtenblaß. Du weist es nicht? erwiederte Blaubart; so weiß Ich es: Du hast wollen in das Kabinet gehen. Nun denn, Madame, Sie sollen hinein, und Ihren Platz bei den Damen, die Sie dort gesehen haben, bekommen. Sie warf sich ihrem Manne zu Füssen, weinte und flehte um Verzeihung, mit allen Merkmalen einer aufrichtigen Reue, daß sie ungehorsam gewesen war. So traurig und schön, als sie da war, hätte sie einen Tieger erweicht. Aber Blaubart hatte ein Herz, härter als Felsen. Sie müssen sterben, Madame, sagte er spöttisch, und das den Augenblick. Weil ich denn sterben muß, antwortete sie, und sah ihn dabei mit thränenden Augen an, so laß mir nur noch so lange Zeit, daß ich ein wenig bethen kann. Ich gebe Dir noch eine halbe Viertelstunde, antwortete Blaubart, aber keinen Augenblick mehr. Als sie allein war, rief sie ihre Schwester, und sagte: Schwester Anna, (denn so hieß sie) steige doch, ich bitte dich, oben auf den Schloßthurm, und sieh, ob meine Brüder nicht kommen; sie haben versprochen, mich heute zu besuchen, und wenn du sie gewahr wirst, so gieb ihnen ein Zeichen, daß sie herbeieilen. Schwester Anna stieg auf den Thurm, und die arme

Be-

Betrübte rief von Zeit zu Zeit: Anna, meine Schwester Anna, siehest du Niemand kommen? Und Schwester Anna antwortete ihr: Ich sehe nichts, als Sonnenstaub und grünes Gras. Unterdessen hatte Blaubart ein großes Messer zur Hand genommen, und rief aus allen Kräften seiner Frau zu: Komm herunter, oder ich komme zu dir hinauf. Nur noch einen Augenblick, antwortete sie, und sogleich rief sie wieder ganz leise: Anna, Schwester Anna, siehst du Niemand kommen? Und Schwester Anna antwortete: Ich sehe nichts, als Sonnenstaub und grünes Gras. Komm doch einmal herunter, rief Blaubart, oder ich werde hinauf kommen. Ich komme gleich, antwortete sie, und dann rief sie sogleich: Anna, Schwester Anna, siehest du noch Niemand kommen? Ich sehe, antwortete Schwester Anna, einen starken Staub, der disseits herfliegt. Sind es nicht meine Brüder? Leider! nein liebe Schwester, es ist nur eine Heerde Hammel. Willst du denn nicht einmal kommen, schrie Blaubart wüthend. Nur noch einen Augenblick, antwortete seine Frau, und nun rief sie wieder: Anna, Schwester Anna, siehest du denn noch nichts kommen? Ich sehe, antwortete jene, zwei Reuter, die hieher kommen, aber sie sind noch weit, sehr weit von hier.

Gott Lob! rief sie einen Augenblick nachher, es sind meine Brüder; ich winke ihnen, so viel ich nur kann, daß sie eilen sollen. Nun fing Blaubart an so gewaltig zu schreyen, daß das Haus davon erbebte. Die arme Frau ging nun herab, und warf sich ihm ganz trostlos mit hängendem Haar zu Füssen. Das hilft dir alles nichts, sagte Blaubart: Du mußt sterben! wickelte sich dann ihre Haare um die eine Hand, und mit der andern hob er das Schwert in die Höhe, ihr den Kopf abzuhauen. Die arme Frau sah ihn noch einmal mit wehmüthigen Blicken an, und bath nur noch um einen Augenblick, sich mit ihm versöhnen zu können. Nichts, nichts, rief er grimmig, befiehl dich dem Himmel — Schon hob er den Arm auf . . . . Indem klopfte man so heftig an die Thür, daß Blaubart plötzlich einhielt. Es wurde aufgemacht, und siehe da, es kamen zwei Herren herein, die sogleich ihre Degen zogen, und auf Blaubart losgingen. Er sah nun, daß es seiner Frau Brüder waren; der eine war Dragoner, der andere Gardeofficier. Blaubart suchte zu entfliehen, aber die Brüder eilten ihm nach, erreichten ihn, ehe er noch an der Thür war, und stiessen ihm den Degen durch den Leib, daß er starb. Die arme Frau war beinahe so todt, als ihr Mann, und hatte nicht die Kraft aufzustehen, ihre

Brü-

Brüder zu umarmen. Blaubart hatte, wie sichs fand, keine Erben, und hinterließ also seiner Frau sein ganzes Vermögen. Einen Theil desselben wendete sie dazu an, ihre Schwester Anna mit einem jungen Edelmann zu verheirathen, den sie schon längst liebte; und dann kaufte sie ihren beiden Brüdern Kompagnien. Das übrige behielt sie selbst. Hierauf verheirathete sie sich mit einem sehr rechtschaffenen Mann, bei dem sie die böse Zeit vergaß, welche sie mit dem häßlichen Blaubart zugebracht hatte.

Moral der Erzahlung.

So viel Anziehendes die Neugierde auch hat, so hat sie doch oft die traurigsten Folgen, die man täglich gewahr wird. Und — mit Ihrer Erlaubniß, meine schönen Damen — sie gewährt nur ein sehr kleines Vergnügen, das, sobald es befriedigt ist, aufhört eines zu seyn; und nur zu oft gar theuer zu stehen kömmt.

Des Don Calmet theologischer Kommentar über den Blaubart.

Um ganz in den mystischen Sinn dieses göttlichen Werkes eindringen zu können, muß man

es zuvor sorgfältig studirt haben. Obschon der Name des heiligen Verfassers nicht bis auf uns gekommen ist, so kann man dennoch urtheilen, wenn man die Schreibart des hebräischen Textes untersucht, daß er ein Zeitgenosse des Propheten Samuels gewesen seyn muß. Er bedient sich der nämlichen Ausdrücke, die man im Hohenliede findet, wie auch einiger Phrasen, die mit den Psalmen Davids übereinkommen, woraus sich dann schließen läßt, er müsse noch lange vor der babylonischen Gefangenschaft gelebt haben. Das Werk ist in der morgenländischen Schreibart abgefaßt. Es ist eine Parabel, welche bei der allerchristlichsten und erhabensten Moral zugleich eine der augenscheinlichsten Weissagungen über die Ankunft des Messias, und seines merkwürdigen Sieges über den ewigen Feind Gottes und der Menschen ist. Dieses Buch, wozu wir einen Kommentar liefern, ist eine sehr reichhaltige Mine; je tiefer man darinn nachgräbt, je mehr Schätze entdeckt man. Hier paßt der Ausspruch: Bei Blaubart tödtet der Buchstabe, aber der Geist macht lebendig. Die Bücher des alten Testamentes haben alle das nämliche Gepräge. Die Kirchenväter und diejenigen Gelehrten, die in den heiligen Schriften am meisten bewandert waren, sind anhaltend bemüht gewesen, nach dem verborgenen

Sinn

Sinn der inspirirten Verfasser zu haschen, und oft ist es ihnen gelungen, indem sie Stellen aus verschiedenen Propheten verglichen, und eine durch die andere zu erklären suchten. Wir wollen uns ebenfalls dieser weisen Methode bedienen, um die göttlichen Wahrheiten und die auffallenden Weissagungen, welche die heilige Parabel vom Blaubart unserm Nachdenken darstellt, in das ungezweifeltste Licht zu setzen.

Mit welcher rührenden Einfalt hebt er nicht an: „Es war einmal ein Mann, „der schöne Häuser in der Stadt und „auch auf dem Lande hatte.“ Schon dieser Anfang zeigt sehr deutlich an, daß er aus göttlicher Eingebung schrieb. Er sagt nicht, in dem oder dem Jahre war, sondern es war einmal ein Mann, weil er schon im voraus alle die Streitigkeiten der Ungläubigen in Ansehung der Zeitrechnung sah, nämlich über die Geburt Christi, seine Reise nach Egypten, die Dauer seines heiligen Lehramtes, endlich die Zeit seines Sterbens und seiner Auferstehung. Er zieht also diese erhabene Einfalt jener historischen Genauigkeit vor: „Es war einmal ein Mann; „dieser Mann hatte schöne Häuser in der „Stadt und auch auf dem Lande.“ Dieses ist der ächte erzählende Ton. Der heilige

Ver-

Verfasser bezeichnet durch diese verschiedenen Besitzungen die Begehrlichkeit desjenigen, von dem die Rede ist; er hatte sich an die vergänglichen Güter dieser Welt gehangen. Vermuthlich rühmte er sich seines Reichthums und achtete für nichts die Güter des künftigen Lebens. „Er hatte einen blauen „Bart,“ so geht er stufenweise weiter. Dieser Mann ist reich, er ist eitel, er hat einen blauen Bart: dieß ist das charakteristische Abzeichen des Teufels. Dieser Urheber aller unsrer Plagen kann unmöglich einen Bart wie die Menschen haben: blau muß er seyn; denn der Teufel, der Even im Paradiese in Gestalt einer Schlange versuchte, hatte eine bläulichte Farbe. Ich stütze diese Behauptung auch noch auf einen physischen Grund. Die Lampen, die mit Oel brennend erhalten werden, werfen eine bläulichte Ausdünstung von sich, und die Teufel, welche die Verdammten in große Gefäße voll siedenden Oels tauchen, färben unvermerkt dabei ihren Bart blau, so wie diejenigen, die in den Vitriolminen arbeiten, zuletzt grünlichtes Haar bekommen. Diese Abzeichen, diese Farben werden dem bösen Geist zugeeignet, damit die Menschen den Feind ihrer Seligkeit sogleich daran erkennen mögen. Wir haben Augen zu sehen, und sehen nicht; allein wir untersuchen nichts. Das macht unsre Trägheit,

unsre

unsre Laulichkeit, unsre strafbare Nachläßigkeit, die läßt uns in alle Netze fallen, welche dieser aufrührerische übelthuende Geist uns aufstellt. Wir sind nicht aufmerksam genug auf das Heil unsrer unsterblichen Seelen. Der Verführer habe einen blauen Bart oder nicht, niemand denkt darüber nach. Er schmeichelt unsern Begierden, wir lassen uns verführen; wir vertrauen uns ihm an, und wir sind verloren. Die Parabel erklärt diese wichtige Wahrheit so: Eine vornehme Dame hatte zwei Töchter zu verheurathen; Blaubart hielt um die eine an. Man bemerke, daß sich der Teufel stets an die Weiber wendet. Er weis es, daß dieses Geschlecht der Verführung empfänglicher ist, als das unsrige. Nun füge man noch hinzu, daß es diesem Feinde Gottes einerlei sey, ob es die älteste oder jüngste Tochter ist, wenn er nur seine Beute erhascht. Lange konnten sie sich nicht entschließen den Blaubart zu heurathen, weil er schon verschiedene Frauen gehabt hatte, und niemand wußte, was aus ihnen geworden war. Das machte, noch rang die Gnade in den Herzen dieser jungen Mägdchen, und flößte ihnen einen geheimen Abscheu gegen diesen Fürsten der Finsterniß ein. Man muß sich hüten, vertraut mit ihm zu werden, oder man wird früh oder spät dafür büßen. Hütet euch,

den

den ersten Schritt auf der Bahn des Lasters zu thun, der zweite folgt ohne Gewissensbisse nach. „Und Blaubart führte „diese Fräulein, mit noch einigen jungen „Leuten, nach einem seiner Landhäuser, „wo es nichts als Bälle, Lustbarkeiten „und Spazierfahrten gab.“ Man kann die Ränke des Satans und den Weg, den er einschlägt, uns zu verführen, nicht deutlicher vorstellen, als es in dieser Parabel geschieht. Erst flößt er uns Geschmack an Vergnügungen ein: da giebt es nichts als prächtige Gastmahle, schlüpfrige Bälle, verführerische Unterhaltungen; dann zündet er das Feuer der Begierden in uns an: Wollust, Reichthum, Hochmuth, Verachtung des Guten, und so sucht er nach und nach die Knechte Gottes abwendig zu machen. Wir sind wie trunken von dieser vergänglichen Lust der Welt, wir streben nicht mehr nach der ewigen Glückseligkeit, und unsre frechen unseligen Leidenschaften stürzen uns in einen Abgrund des Jammers. Durch solche treulose Ränke gelang es dem bösen Geist, als er den Himmel verließ, die Hölle zu bevölkern, welche sein Königreich ist. Hauptsächlich aber merke man auf die schnellen Fortschritte, welche seine Versuchungen auf die Herzen der Unschuld macht. Er riß die jüngere der Schwester, die am wenigsten Erfahrung

hatte,

hatte, an sich, und heurathete sie, zum Unglück des armen Mägdchens. Unter diesem jungen Mägdchen versteht der heilige Verfasser nichts anders, als das jüdische Volk, welches uneingedenk der göttlichen Wohlthaten und aller zu seinem Besten bewirkten Wunder, hinging und den falschen Göttern opferte, nämlich den Teufeln, und in alle heidnische Abgöttereien verfiel. Mit diesen grossen theologischen Einsichten und tief eindringendem Sinn lehrt uns unser heilige Verfasser diese erhabene Wahrheiten. Das junge Mägdchen verläßt das väterliche Haus, um sich mit Blaubart zu verheurathen. Die Juden verlassen den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, um dem Baal Phegor und andern Göttern, welche die Hölle auf die Erde gespien hatte, anzuhangen. Man fängt damit an, daß man laulicht wird, man wird kaltsinnig, vergißt Gott, läßt sich in die Sünde ein, versinkt in ihrem Schlamme, endlich ist man so darinn vertieft, daß man nicht mehr heraus kömmt; und der Mensch ist in dem Augenblick verloren, da ihn die mitwirkende Gnade verläßt. Ein Schwindelgeist bemächtigt sich seiner Sinne, er steht am Rande des Abgrundes, ohne daß er die Tiefe kennt, die ihn verschlingen wird. Die junge Vermählte, von einem unseligen Irthum geblendet, wird nicht gewahr, daß ihr

Ver-

Vermählter einen blauen Bart hat. Eben so werden wir nicht gewahr, wenn wir uns von der Heftigkeit der Leidenschaft hinreissen lassen, daß das Laster eine scheußliche Gestalt hat. Der Sünder schwimmt dahin ohne Steuer und Kompaß, und wird dann ein Raub der ungestümen Wellen, die endlich sein armes kleines Schiflein zerschmettern. „Kaum war Blaubart verheurathet, so „unternahm er eine Reise von sechs „Wochen, gewisse Angelegenheiten zu „Stande zu bringen, und empfahl sei„ner Frau, sich in seiner Abwesenheit „wohl zu belustigen.“ Der Teufel ist nicht mit Einem Raub zufrieden; immer thätig, den Menschen zu schaden, sucht er beständig neue Beute. „Als Blaubart verreisete, „gab er seiner Frau die Schlüssel zu al„len seinen Schätzen, und auch einen „heimlichen Schlüssel zu einem Kabinet, „welches er ihr untersagte zu öffnen.“ Wie viele Lehren in diesen wenigen Worten! Der alte Verführer, der sein Handwerk durch die Erfahrung so vieler Jahrhunderte vollkommen ausgelernt hat, verrückt das Gehirn einer jungen Person dadurch, daß er ihr Geschmack an dem Reichthum beibringt. Er will, daß wir unser Herz an irdische und vergängliche Güter hängen sollen, um uns von den unvergänglichen Freuden des Paradie-

radieses loszureißen. Durch dieses Mittel gelang es ihm, den weisesten der Könige irre zu führen: er gab dem Salomo alles Gold aus Ophir. Mit diesem Golde nun fieng Salomo an, dem Herrn einen Tempel in Jerusalem zu bauen: dieses war der gute Gebrauch, den er davon machte; aber Satan ließ deßhalb den Muth nicht sinken. In der Folge versah sich der weise König mit siebenhundert Kebsweibern: das ist der Mißbrauch. Lasset uns hier im Vorbeigehen bemerken, wie sehr doch das Menschengeschlecht ausartet; denn kein Sardanapal unsers Zeitalters vermöchte eine so große Menge Kebsweiber zu bestreiten. Salomo ließ es hierbei nicht bewenden. Man sah ihn endlich den falschen Göttern opfern. So zieht stets ein Fall den andern nach sich. Aber laßt uns wieder zu dem heiligen Grundtext zurückkehren. Der Schlüssel, den Blaubart seiner Gemahlin zu seinen Schätzen gab, stellt figürlich den Hauptschlüssel zur Hölle vor. Dieses sind eben die unseligen Schlüssel, welche allen Lastern Thür und Thor öffnen. Der Teufel weis es, daß sich die mehresten Menschen durch Reichthum blenden lassen; er hat wenige gefunden, die ihm zu widerstehen im Stande waren. Erinnert euch nur, daß, als der Fürst der Finsterniß so verwegen war, den göttlichen Mes-

sias auf den Gipfel eines hohen Berges zu führen, er zu ihm sagte: Siehest du alle diese Königreiche auf Erden? Ich gebe sie dir, wo du niederfällst und mich anbethest. Unglücklicher Reichthum, und du unselige Hoheit, die ihr diejenigen ins Verderben stürzt, die euch lieben! Nein, die Reichen werden nicht das Himmelreich ererben. Und ihr, große Beherrscher dieser Welt, ihr, deren Stolz sich so unverschämt auf euren prächtigen Thronen brüstet! ach! ihr werdet einst ein Raub ewiger Flammen, indeß der arme Lazarus von der Höhe der Himmel eure Leiden und eure Qualen mit Augen des Mitleids betrachtet. Zugleich lasset uns anmerken, daß der Teufel, als er seiner Gemahlin so viele Schlüssel gab, ihr das heimliche Kabinet zu öffnen untersagte. Dieser einzige Zug ist schon hinreichend, uns zu überzeugen, daß dieß Buch göttliche Eingebung ist, weil diese wenigen Worte die Treulosigkeit des Teufels mit auffallenden Farben bezeichnen. Er bedient sich listiger Weise unsrer Leidenschaften, uns ins Joch zu bringen; aber er will nicht, daß wir den Trug und die List gewahr werden, durch welche es ihm gelingt, uns zahm zu machen. Indem er uns bindet, ja sogar uns fesselt, will er, daß seine Ketten uns unsichtbar bleiben, und daß wir gar nicht gewahr werden sollen, daß

wir

wir seine elende Sclaven sind. Es ist das unselige Kabinet, welches die Sündenvollen Geheimnisse enthält; er will nicht, daß seine junge Gemahlin hineingehe; zugleich aber versucht er sie, indem er ihre Neugierde erregt. Durch diese nämliche List richtete er unser aller Mutter zu Grunde. Er sagte zu ihr: iß von der schönen Frucht, die dich klug in allen Dingen machen wird; man beneidet sie dir, weil sie vortreflich ist; iß davon, es hängt jetzt nur allein von dir ab. Traurige Neugierde! unseliger, abscheulicher Apfel, du stürztest das ganze Menschengeschlecht ins Verderben! Die junge Gemahlin des Blaubart war ein Frauenzimmer, und gerade so neugierig, wie unsre erste Mutter. Die Versuchung war stark. Warum gab er mir den Schlüssel zu diesem Kabinet? warum verboth er mir hineinzugehen? sagte sie bei sich selbst. Vermuthlich hat mein Gemahl seine größten und seltensten Kostbarkeiten darinn aufbewahrt. Konnte sie aber auch wohl allen den Feinden widerstehen, womit sie umgeben war? Sie wurde zu gleicher Zeit von dem Teufel des Vergnügens, dem Teufel der Lüderlichkeit, dem Teufel der Reichthümer und dem Stachel der Neugierde angegriffen. Sie sah weder das Netz, das ihr aufgestellt war, noch die erbärmlichen Folgen ihres Falles. Ach! was konnte jetzt dieser schwache Ueber-

rest

rest der genugthuenden Gnade auf ihr Herz wirken, von der schon drei Viertel bei ihrer abscheulichen Heurath mit dem Fürsten der Finsterniß erloschen waren! Die Gnade hielt es nicht länger aus; sie verließ sie. Von da an verfinsterte der Geist der Verblendung alle ihre Sinne, und herrschte despotisch über ihr Herz. Nun ergreift sie den Schlüssel des unglücklichen Kabinets, sie fliegt dahin, sie öffnet die Thür, sie geht hinein. Gerechter Himmel, welch ein Schauspiel stellt sich ihren Blicken dar! Die Leichname einer Anzahl ermordeter Weiber, deren Blut den Fußboden überströmt! Dieser scheußliche Anblick erschreckt und bestürzt sie, düstre schwarze Schwermuth erfüllt ihre Seele mit Schmerz. Der Schleier der Verblendung zerreißt; Reue und Niedergeschlagenheit nimmt die Stelle der Trunkenheit täuschender Freude ein. In dem Augenblick, als sie sich verloren achtete, sendete ihr der Himmel einen Strahl der leitenden, und drei Strahlen der mitwirkenden Gnade ins Herz, welches sie sich durch ihre Reue zuwege gebracht hatte. Da sah sie nun ihre Vergehungen in ihrer ganzen Abscheulichkeit. Schrecklicher Augenblick, in welchem sie den eifrigen Gott sieht, gewaffnet mit dem Donner, womit er sie zu tödten droht! Erschrocken, und fast leblos läßt sie den Schlüssel aus

der Hand fallen; aber was war zu thun? Sie mußte ihn aufheben; sie fand, daß er ganz mit Blut befleckt war. Dieses ist das unschuldige Blut, das vergossen ist, von dem gerechten Abel an bis auf den Hohenpriester Jojada; es schreit zum Himmel um Rache; es fordert von Adonai, der lange taub blieb gegen die Klagen der wenigen Gerechten, die noch in Israel waren, daß er ihnen den sende, auf den die Völker hoften, und der den alten Feind Gottes und der Menschen stürzen sollte. Diese junge Frau war in einem entsetzlichen Zustand. Ihre Seele wurde durchwühlt durch so mannichfaltige Eindrücke: durch den Anblick jener todten Körper; durch die Reue über ihre Vergehung; durch die Macht der kräftigen Gnade, und durch den Abscheu, den sie nun vor dem Blaubart empfand. Trostlos und ausser sich verließ sie diesen Aufenthalt der Schrecken. Sie wollte das Blut abwaschen, das an dem unseligen Schlüssel klebte, aber es wollte ihr nicht gelingen. So unauslöschlich sind die Sündenflecke, womit wir uns verunreinigen, so viel Mühe kostet es, das wieder zu reinigen, was durch das Laster besudelt ist! Indeß vernimmt Blaubart, der verreist war, daß seine Angelegenheiten zu seinem Besten ausgemacht sind; denn mit des Teufels Angelegenheiten geht es immer

gar schnell von statten. Das Böse ist leicht, das Gute schwer zu bewirken Er kam zurück in seinen Palast, und forderte von seiner Gemahlin sogleich den Schlüssel zu dem schrecklichen Kabinet. O Augenblick des Entsetzens für die arme Frau, der ihr alle Plagen vorstellte, welche ihre Neugierde ihr zugezogen; aber auch seliger Augenblick für ihr Heil, in dem die Gnade sie stärkt und sie ihrem Schöpfer wieder giebt! Blaubart schrie mit herber Stimme: Wo ist der Schlüssel zum Kabinet? Die junge Frau giebt ihn hin mit bebender Hand, denn schon fühlte sie einen heilsamen Abscheu vor allem Umgang mit dem Teufel. „Woher kom„men diese Blutflecken auf dem Schlüs„sel?“ fragte Blaubart. Ich weis es nicht, antwortete sie, und ward dabei todtenblaß. Nun denn, Madame, sagte Blaubart, (der Teufel besitzt auch Lebensart) Sie sollen hinein, um Ihre Stelle bei den Weibern, welche Sie dort gesehen haben, einzunehmen. Ach, arme Sterbliche, lernet doch den Teufel kennen; setzet stets Mißtrauen in ihn; seyd immer auf eurer Hut; er streut den Weg mit Blumen, auf welchem er euch zur Hölle führt. Anfänglich schmeichelt er wohl euren Leidenschaften, plötzlich aber verwandelt er sich in den Henker eurer Seelen, und stürzt euch in den Pfuhl

des

des Jammers. Bei dieser Gelegenheit laßt uns aber mit den heiligen Kirchenvätern bemerken, wie verschieden die Wege Gottes von den Wegen der Menschen sind. Der von der Vorsicht bestimmte Augenblick, worinn sie sich vorsetzte, die junge Reuende zu erretten, war noch nicht gekommen. Diesen glückseligen Augenblick zu gewinnen, legt der heilige Geist der jungen Frau rührende Worte in den Mund, die das Herz eines Löwen oder Tigers erweicht haben würden. Allein der Teufel, an den sie gerichtet waren, war unbarmherziger, als alle Tieger der ganzen Welt zusammen genommen. Er kennt kein anderes Vergnügen, als die Gefährten seiner Verbrechen zu vermehren, diejenigen abtrünnig zu machen, die der Fahne Christi geschworen haben, sie sich beyzugesellen, und sie zu Opfern der Hölle zu machen. „Sie müssen sterben, Madame,“ rief Blaubart, „Sie müssen sterben, und „das den Augenblick. Barbarische Worte, welche alle Grausamkeit des bösen Geistes ausdrücken! aber auch nützliche Worte, welche der heilige Geist dem heiligen Verfasser vorgeschrieben hat, uns allen den Abschen und Widerwillen einzuflößen, den wir vor diesem Fürsten der Finsterniß haben sollen. „Weil ich denn sterben muß,“ antwortete die trostlose Gemahlin, „so bewilligen

„Sie mir nur eine Viertelstunde noch.“ Ja, sagte Blaubart, aber auch keinen Augenblick länger. Nothwendiger und nützlicher Augenblick, kostbarer Augenblick zur Entwicklung der Parabel. Die junge Frau bedeutet, wie wir schon gesagt haben, das Volk Israel, ihre Henrath mit dem Blaubart den Götzendienst, den dieses auserwählte Volk dem Baal-Phegor, dem Moloch und andern Göttern leistete; das Herabsteigen der jungen Frau in das blutvolle Behältniß verkündigt ganz deutlich die babylonische Gefangenschaft, während welcher der Dienst des wahren Gottes aufgehört hatte, und die Sklaverei, in welcher das Volk lange schmachtete, indem es bald den Assyrern, bald den Egyptern, den Medern oder Römern unterwürfig war. Das Wiederkommen des Blaubarts, der seine Frau erwürgen will, deutet auf die letzte Anstrengung der Hölle, den Glauben, den Dienst und die Altäre des Zebaoth zu zerstören, die gehäuften Verbrechen auf Erden, das Aufhören der Propheten und der Wunderwerke, und die unglücklichen Verirrungen des ganzen Menschengeschlechts, die den Adonai zwangen, seinen unschuldigen Sohn zu senden, und sterben zu lassen, um die strafbaren Menschen zu erretten. Aber lasset uns unbesorgt seyn. Die Gnade wirkt, sie belebt

lebt die junge untröstbare Frau, die in diese merkwürdigen Worte ausbricht: Anna, meine Schwester Anna, siehst du nichts kommen? recht als ob sie gesagt hätte: Adonai wird mich nicht verlassen, so viel und schwer ich auch gesündigt habe; ich traue seiner Barmherzigkeit; meine Reue geht über mein Verbrechen; ich weis, daß er einen Rächer ausrüstet, mich von dem Joch der Hölle zu erlösen. Schwester Anna, Anna meine Schwester, siehst du diesen göttlichen Erlöser noch nicht kommen? Ach! ich habe ihn beleidigt: ja ich habe seinen Zorn verdient. So groß aber auch meine Sünden sind, so ist seine Barmherzigkeit nicht minder ohne Ende. Wann wird der kommen, den Esaias, Ezechiel und Daniel den Völkern verheißen haben; derjenige, der der Schlange, die unsre ersten Eltern verführt hatte, den Kopf zertreten wird unter seinem Fuße; derjenige, dem das Menschengeschlecht sein Heil zu verdanken haben wird? Anna, meine Schwester, kömmt er noch nicht? Ihre Schwester Anna stieg geschwind auf einen der Thürme des Schlosses. Denn man muß sich aus dem Sündenschlamme erheben, wenn man sich mit himmlischen Dingen beschäftigen will. Deßhalb gehen auch die Thiere mit herab gesenktem Haupt; nur allein der Mensch trägt sein Angesicht empor,

um seinen Blick zum Himmel richten zu können. Wir wissen zwar, daß man uns einwirft, der Hahn trage seinen Kopf so gut in die Höhe gerichtet, als wir. Das sind aber blos übel ersonnene Mährchen, wodurch die Ungläubigen die himmlischen Wahrheiten, die uns geoffenbaret sind, herabsetzen wollten, wenn sie sonst könnten. Aber ich wende mich wieder zu unserm heiligen Text, und kehre zur Schwester Anna zurück, die nach dem mystischen Sinne der Parabel alle Heiligen und Propheten vorstellt, die mit der Ordnung unsers Heils, und dem Werk unsrer Erlösung zu thun gehabt haben. Da sie nicht wie ihre Schwester gefallen war, so verließ sie auch die zureichende und wirkende Gnade nicht, und darum ruhete auch der Geist der Weissagung auf ihr. Sie beschäftigte sich unablässig mit der Wurzel Jesse, und den großen rühmlichen Schicksalen des Sohnes Davids, auf den die Völker hoften; mit seiner Erniedrigung, und mit seiner Erhöhung. Anna warf ihren forschenden Blick allenthalben umher. Was sieht sie? Sonnenstaub und grünes Gras, welches in der heiligen Sprache bedeutet: ich sehe die Sonne, die vor Freude hüpft, und sich der glorreichen Ankunft des Messias freut; ich sehe seine Strahlen, die den Staub des Irrthums durch die Klarheit des Evan-

geliums zerstreuen; ich sehe Gras grünen, oder, um besser zu reden: Gras, welches sich in die Farbe der Hofnung kleidet, und ungeduldig der Ankunft Christi harret. Aber das jüdische Volk, welches durch die junge Frau vorgestellt wird, begreift den heimlichen Sinn dieser göttlichen Allegorie nicht. Der Messias, den die Propheten so oft verhießen, kömmt seinem voreiligen Verlangen nicht schnell genug. Sehet, wie indeß der Teufel seine Mühe verdoppelt, seine Grausamkeit treibt ihn, sein böses Unternehmen zu Ende zu bringen. Mit donnernder Stimme, gleich den Trompeten zu Jericho, ruft Blaubart aus vollem Halse: Kommen Sie geschwind, Madame, oder ich komme hinauf, und erwürge Sie. Was wird Sie thun? was kann Sie thun? Sie fleht um einen kleinen Aufschub; Sie will warten, bis die Stunde des Herrn gekommen ist, und zugleich wiederholt Sie mit schwacher Stimme diese andächtigen Worte: Anna, Schwester Anna, siehst du nichts kommen? So seufzte das kleine Häuflein frommer Seelen, die Gott unter seinem auserwählten Volk erhalten hatte, mit frommen Eifer nach seiner Errettung, und besorgte, daß das Geschlecht Abrahams, Isaaks und Jakobs dem Dienste des Elchakaim, Adonai und Eloim durch den Fürsten der Finsterniß

aus-

ausgerottet würde. Anna antwortet ihr abermals: Ich sehe Sonnenstaub und grünes Gras. Ja, Gott wird seine Verheissung erfüllen, er wird dich nicht verlassen. Er stand dem Propheten Elisa bei, als die kleinen Buben ihn Kahlkopf hiessen; diese kleinen Buben wurden in Bären verwandelt. Er war es, der das rothe Meer theilte, seinem Volk einen Durchgang zu verschaffen. Er war es, der die Hand des Simson mit einem Eselskinnbacken ausrüstete, die Philister zu schlagen: er wird auch dich nicht verlassen. Aber Blaubart wurde immer ungeduldiger, und schrie stärker als zuvor: Komm herab, oder ich komme hinauf. Wodurch der heilige Verfasser andeuten will den Gräuel aller Gräuel in der heiligen Stadt, oder den siegreichen Einzug des Pompejus zu Jerusalem, und die römischen Adler und Götter, die neben dem Tempel aufgestellt wurden, den Thurm des Antonius, den der schändliche Herodes dem Triumvir dieses Namens aufführen ließ,

und

und die Mühe, welche sich dieser König gab, Abgötterei in das Land einzuführen, das Zebaoth auf ewig für sein erwähltes Volk bestimmt hatte. Diese wichtigen Begebenheiten fielen etwa dreißig Jahre vor der Ankunft des Messias vor. Mit eben so bewunderuswürdiger Genauigkeit hat der heilige Verfasser dieses heiligen Buches in die Zukunft gesehen, und sie vorausgesagt, so daß, wenn er die Viertelstunde Frist, die Blaubart seiner Frau noch gab, die Minute zu drei Jahre rechnet, so kömmt das genau mit der Zeit überein, die seit der Einnahme von Jerusalem durch den Pompejus bis zur glücklichen Zukunft und Geburt des Messias ververfloß. Aber die unglückliche Gemahlin des Blaubart, zitternd und beinahe blos, hielt ihr Ende für ausgemacht; sie ward ganz ohnmächtig, ihre Stimme wurde schwach, und immer schwächer; doch wiederholte sie mit andächtigem Eifer diese gottseligen Worte: „Anna, „meine Schwester Anna, siehst du nichts „kom-

„kommen?“ „Ich sehe, antwortete
„die Schwester, eine Wolke Staub, die
„sich auf der Morgenseite erhebt. Die
„trostlose junge Frau frägt sie, sind es
„nicht meine Brüder? Leider! nein, ant-
„wortete ihr Anna, es ist eine Heerde
„Schafe.“ Ihr werdet leicht bemerken,
daß diese Stelle insonderheit grosse Wahr-
heiten verkündigt. Der heilige Verfasser
deutet unter dieser Heerde Schafe auf den
heiligen Johannes, den gebenedeiten Vor-
läufer des Messias hin. Er selbst war so
sanft und duldsam, wie ein Schaf, und er
verkündigte dem durch seine Laster gleichsam
zum Vieh gewordenen menschlichen Geschlecht
das Lamm ohne Fehl an. Hätte unser hei-
liger Verfasser alles das mit seinen leiblichen
Augen in Erfüllung gehen gesehen, was vor
der gebenedeiten Ankunft des Erlösers her-
ging, so hätte er die Begebenheiten nicht mit
mehr Ordnung hererzählen können, als er
es in dieser Parabel thut. Nun nahen wir
uns endlich dem Zeitpunkt, wo die Erde in

voller

voller Arbeit ihren Heiland gebären will. Blaubart, oder laßt uns lieber sagen, der Teufel, kömmt wüthend, und will seinen Raub haschen. In dem nämlichen Augenblick kündigt Anna ihrer Schwester an, daß sie zwei Reiter kommen sieht, aber daß sie noch sehr fern sind. Diese beiden Reiter sind nun niemand anders, als der Sohn und der heilige Geist. Verschieden in ihren Personen, aber ganz unauflöslich im Logos vereinigt, machen sie die allerheiligste und höchst anbethungswürdige Dreieinigkeit aus. Und wann kommen sie? Zu einer Zeit, wo auf der ganzen Welt Friede war, wo Augustus den Janustempel verschloß; aber auf einer andern Seite auch zu der Zeit, wo alle höllische Mächte sich gegen ihren Schöpfer empört hatten, und ihn aufs lebhafteste bekriegten; als Priester, Leviten und Schriftgelehrten sich in verschiedne Sekten einer verdammungswürdigen Philosophie zertheilt hatten, die sich Pharisäer, Essäer, Sadducäer und Therapeuten nannten, und den Glauben ihrer Väter

so gut untergruben und zerstörten, daß Zebaoth beinahe schon keinen wahren Verehrer mehr hatte. Die Gefahr war augenscheinlich, sie erforderte eine schnelle Hilfe, oder die junge Gattin wurde erwürgt, die Kirche zerstört. Aber Zebaoth verläßt seine getreuen Anhänger nicht. In dem Augenblick, da Blaubart das Schwert über seine junge Frau zuckte, erschien der Heilige aller Heiligen, warf ihn zu Boden, und erschlug Luzifern zu seinen Füssen. Die Kirche war erlöst, und die Hölle knirschte vor Wuth. Da sehet, wie genau passend diese Allegorie ist, und wie unfehlbar des heiligen Verfassers Worte. Die Heiligen und Propheten, welchen der Himmel zukünftige Begebenheiten offenbarte, haben sie verkündigt; der schwache menschliche Verstand konnte die Rinde nicht durchdringen, welche diese gottselige Wahrheiten umgab. Ihn zu überzeugen, mußte alles in Erfüllung gehen. Den mystischen Sinn der heiligen Schriften muß man zu erforschen suchen, sonst wird man hinter die

wahre

wahre Bedeutung des Jeremias, Esaias, Ezechiel, Daniel, Blaubart, und des Hohenliedes schwerlich kommen. Sobald die beiden Reiter erschienen, sieh, da war die junge Frau errettet. Sobald der Messias auf Erden erschien, sieh, da war der Teufel mit ewigen Ketten gebunden. Da entstand die immer streitende, und immer siegreiche Kirche Christi, und das Werk unsrer Seligkeit ward vollbracht. Aber laßt uns unsre Paraphrase fortsetzen. Die Gemahlin des verstorbenen Blaubart kauft ihrem Bruder eine Kompagnie. Was wird aber für eine Kompagnie darunter verstanden, wenn es nicht das Häuflein frommer Seelen ist, welches in dem Schooße der Kirche lebt, diese wahren Streiter Christi, die bereit sind, für die Fortpflanzung des wahren Glaubens zu kämpfen und zu sterben. Streiter, die bereit sind, mit dem Schwert zu vertilgen jenes Heer von Ketzern, oder vielmehr Verdammten, welche, empört gegen ihre heilige Mutter, ihr Innerstes zerreissen. Diese Kom-

pagnie deutet in noch erhabnerem mystischen Sinne auf das Schwert hin, das unserm heiligen Vater, dem Pabst gegeben ward, die Sache Gottes zu rächen, und seine Feinde zu vertilgen. Ferner: die Wittwe des Blaubart, oder besser, des Beelzebub, heurathet nachher einen sehr rechtschaffnen Mann; dieses ist der Pabst, den sie heurathet. Denn wie man weis, ist die Kirche mit dem Pabst vermählt, welcher der Statthalter Christi ist. Nun stehe ein Luther, ein Calvin, ein Socin, oder sonst ein Ketzer ihrer Gattung, dieser wahre Auswurf der Hölle auf; man füge den elenden Haufen der Nonconformisten mit der schändlichen Rotte Philosophen, die so abscheulich, als jene, sind, zusammen, was bleibt ihnen jetzt noch für ein Weg übrig, sich gegen die Uebermacht unsers heiligen Vaters, des Pabstes, aufzulehnen, oder ferner noch die Lehrsätze des römisch-katholisch-apostolischen Glaubens anzugreifen? Umsonst mögen sie alle ihre Seelenkräfte anspannen,

wir lachen ihrer Ohnmacht, und bringen sie zum Schweigen, sobald wir ihnen nur die wundervolle Erfüllung der Weissagungen des Verfassers des Blaubarts umständlich zergliedert vorlegen werden. Zu ihrem Schaden wird man ihnen beweisen, daß die Wittwe des Beelzebub den heiligen Vater geheurathet hat; nämlich daß die Kirche, nachdem sie ihre ehemalige Abgötterei abgelegt, die Vermählte Jesu Christi geworden ist. Der Pabst ist sein Statthalter hier auf Erden, also ist die Kirche des Pabstes Vermählte. In der ersten Ehe der Gemahlin des Blaubarts war alles weltlich; in der zweiten ist alles geistlich. In der ersten war es Ergebung an die ausgelassensten Leidenschaften und fleischlichen Lüste; in der zweiten wird sie durch Buße, Zerknirschung und Gnade gereinigt. Dort gab es lüderliche Gastmahle, Anreizungen zu unreinen Begierden, nebst allem, was nur den Luxus, die Eitelkeit und Vergessenheit seiner selbst hervorbringen kann; hier gab es nichts als Bußübungen, Ka-

steyungen, christliche Demuth, und die Nahrung bestand allein in dem Fleisch und Blut des unschuldigen Lammes. Statt vergänglicher Reichthümer, und des schimmernden Prunkes, den sie in dem Palast des Blaubart fand, sammelt sie sich hier einen Schatz an guten Werken und frommen Handlungen, wofür ihr die Zinsen im Paradiese reichlich werden bezahlt werden. Statt in den Armen des Teufels zu seyn, der sie erwürgen wollte, liegt sie in den Armen des Statthalters; in den Armen dessen, dem sie ihre Seligkeit in dieser, und die ewige Freude in jener Welt zu verdanken hat.

Verfertigt im Benediktinerkloster zu Monmore den 17. Sept. im Jahr unsers Heils 1692.

unterschrieben

Don Calmet.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Friedrich II., Preußen, König, 1712-1786

Anekdoten und Karakterzüge aus dem Leben Friedrich des Zweiten

Bd.: Neunte Sammlung.

Berlin (1787)

Bor. 10-8/12
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10012468-9
VD18 80341845-001